Leben in der Tyrannei

Das Leben einer wolgadeutschen Familie
von der Revolution durch
die Stalin-Ära

von
Emanuel Johannes

Inhaltsverzeichnis:

VORWORT

MEIN WEG DURCH DIESES LEBEN

HISTORISCHE BESCHREIBUNGEN DER HERKUNFT DER FAMILIE JOHANNES, DIE IM DORF KUKKUS AN DER WOLGA WOHNHAFT WAR

DAS SCHICKSAL UNSERER FAMILIE

MEIN STUDIUM IN DER STADT BALZER AN DER MEDIZINISCHEN ARBEITERFAKULTÄT vom 1. September 1932 bis zum 20. Juni 1934

- Das zweite Studienjahr in Balzer

STUDIENJAHRE AN DER DEUTSCHEN ABTEILUNG bei der medizinischen Hochschule in Saratow vom 01.09.34 bis 28.05.38

MEIN LAGERLEBEN vom 28. Mai 1938 bis zum 13. März 1948

- Einige Erinnerungen von dem Leben in diesem Menschenkessel
- Wie kam ich von der allgemeinen Arbeit an die Medizin?
- Das Lagerleben nach dem Anfang des Krieges
- Wie den Menschen in den Lagern so alles gleichgültig wurde
- Der Anfang meiner Familiengründung

EINIGE BEMERKUNGEN AUS DEM BUCH „ARCHIPEL GULAG“ VON SOLSCHENIZYN

- Zitaten und Wörtergebräuche
- Einige Worte von der Lagereinrichtung und dem Lagerleben
- Einige Worte von den Ausbrechern
- Wer hat Chancen zum Überleben im Lager?
- Weswegen brauchte man eine solche große Menge unschuldiger Menschen in den Lagern?

NACH MEINER BEFREIUNG vom 13. März 1948 bis zum 4. Dezember 1990

- Der Anfang meines Lebens und meiner Arbeit im Dorf Utenai von April 1948 bis 1958
- Das Schicksal meiner Familienmitglieder
- Die Vorbereitung zur Auswanderung nach Deutschland und warum sind wir ausgewandert?
- Im August 1990 bekamen wir unseren Aufnahmebescheid

NACHWORT

EIN ABRISS VOM LEBEN UND SCHICKSAL MEINER FRAU - IDA JOHANNES (GEB. BREIER) vom 10. Januar 1943 bis zum 13. März 1948.

Vorwort

Zunächst möchte ich hier, in diesem vorliegenden Schreiben, meine Erinnerungen und noch bis jetzt in meinem Gedächtnis verankerte Vergangenheit und Lebensgeschichte von meiner Familie Johannes beschreiben.

Den Anlaß zu diesem Schreiben hat es mir gegeben, nachdem mein ältester Bruder Philipp in der Stadt Maikop im Jahre 1985 im Alter von 79 Jahren verstorben ist.

Ich hab öfters mit meinem Bruder Philipp gesprochen und hab ihn auch öfters gebeten, er sollte doch eine kurze Beschreibung vom Schicksal unserer Familie Johannes anfertigen.

So ist er aber verstorben und hat keine Beschreibung der Historie unserer Familie zurückgelassen, trotzdem, daß er mir einige Male versprochen hatte, solch ein Schreiben anzufertigen.

Als ich von der Beerdigung meines Bruders zurückkam, hab ich mir gedacht, man müsse doch ein Schreiben zurücklassen von meiner 7-Seelen-Familie. Im Jahre 1989 ist mein letzter Bruder Jacob verstorben im Alter von 77 Jahren. Jetzt bin ich das letzte noch lebende Mitglied unserer Familie Johannes.

So hab ich fest beschlossen, eine kurze Beschreibung vorzubereiten zum Andenken für meine Kinder Nelli, Ulli, Elsa und Viktor. Es ist vielleicht auch interessant für meine Freunde, Bekannten und Verwandten.

So hab ich mich entschieden, diese kurze Beschreibung anzufertigen, trotzdem, daß ich in meinem Leben nichts damit zu tun hatte und auch kein Schriftsteller noch Poet oder Dichter bin.

Angefangen den 10.05.1989 (zu meinem Geburtstag).
Kasachstan, Gebiet Taldy-Kurgan, Dorf Eltai.

Diejenigen, die sich an die
Vergangenheit nicht erinnern können,
sind dazu verurteilt, sie zu wiederholen...

George Santayana

MEIN WEG DURCH DIESES LEBEN

Ich stehe bereits im 78. Lebensjahr, und die körperlichen Gebrechen, die sich mit dem zunehmenden Alter einstellen, ermahnen mich daran, daß mein Leben seinem Abschluß zueilt. Aus diesem Leben, aus einem von persönlichem Bewußtsein getragenen, von lebhaftem Ichgefühl erwärmten und von intensivem Lebenswillen bewegten Sinn, soll ich, werde ich hinübergehen in ein unbekanntes Sein, das ich von meinem Standpunkt aus nicht mehr in den bekannten Rahmen eines menschlichen persönlichen Seins einzufassen vermag.

Nach allen menschlichen Erfahrungen löst sich bei diesem Übergang jeglicher Zusammenhang mit dem irdischen Sein, alle Beziehungen mit dem Erdenleben hören auf, und jegliche Verkehr mit den Hinterbliebenen stellt sich endgültig ein. Es ist eine Abreise ohne Wiederkehr, ein Abschied für immer.

Wenn ich angesichts solcher Tatsachen in Erwägung ziehe, daß dieses irdische Leben mir doch in seinem Verlauf so viel Angenehmes und Gutes gewährt hat, daß es mich mit einer ansehnlichen Schar von Wesen umgeben hat, an die mich die innigsten Bande der Liebe, des Vertrauens und der Achtung ketten, dann fühle ich ein sehnsüchtiges Verlangen in mir erwachsen, nicht aus diesem Lebenskreis scheiden zu müssen, ohne Andenken, eine Spur meines Seins, ein Zeichen der Erinnerung meinen Kindern und Verwandten zu hinterlassen.

Muß schon Abschied genommen werden, so sei der letzte Scheidegruß eine Besiegelung der Liebe, die uns hier verbunden hat, und der Scheidende lebe noch fort in den Herzen der Bleibenden!

Um mich den lieben Meinen zu dem Ende ein letztes Mal in Erinnerung zu bringen und so noch auch nach meinem Ableben mich mit ihnen in geistiger Verbindung zu erhalten, habe ich beschlossen, ihnen eine kurze Lebensskizze von mir, Emanuel Johannes, zu hinterlassen.

Dabei will ich aber nicht einen Lebensabriß bieten, wie er sich aus den einzelnen Begebenheiten und Vorgängen des Lebens zusammensetzt, sondern eine Schilderung, wie ich und in was für Verhältnissen ich mein Leben und geistiges Ringen geführt habe.

Auf diese Weise werden sie in Stand gesetzt werden, gerade die Seite meines Wesens in treuem Gedanken zu behalten, die ich auch trotz Tod und Verwesung als beherrschenden Teil meines Wesens empfinde.

10.10.1990

Eltai, Kasachstan

HISTORISCHE BESCHREIBUNGEN DER HERKUNFT DER FAMILIE JOHANNES, DIE IM DORF KUKKUS AN DER WOLGA WOHNHAFT WAR

Am 23. Juni 1764 ist ein lediger Junge, namens Heinrich Johannes, mit noch 83 Männern und 84 Frauen von Deutschland nach Rußland ausgewandert. Sie haben sich niedergelassen auf der rechten Seite, der sogenannten Wiesenseite, der Wolga und haben gegründet das Dorf Kukkus. Der erste Dorfälteste schrieb sich Kukkus, so wurde auch das Dorf Kukkus genannt. Im Jahre 1912 waren es in Kukkus schon 3.769 Einwohner.

Soweit ich herausfinden konnte, hauptsächlich aus einem Brief von meinem Onkel Johannes, den er seiner Kusine aus Amerika geschrieben hatte. Diese Kusine ist wohnhaft in Deutschland seit 1926, ihr Sohn Busik Johannes, der noch am Leben ist, hat mir diesen Brief zugeschickt, als ich noch in Kasachstan wohnhaft war. Aus diesem Brief habe ich fast die ganze Geschichte unserer Familie Johannes herausgefunden.

Dieser Heinrich soll ausgewandert sein aus dem Land Hessen, Dorf oder Stadt Allendorf. Als Heinrich Johannes an der Wolga ankam, er war geboren im Jahre 1740, hat er sich verheiratet mit einer Frau, namens Baum, und hatte mit ihr einen Sohn Konrad Johannes, geboren im Jahre 1773.

Dieser Konrad hatte einen Sohn Peter Johannes, geboren im Jahre 1819.

Dieser Peter hatte wieder einen Sohn Peter, der schon im Jahre 1852 geboren wurde; dieser Peter war mein Großvater.

Mein Großvater hatte mit seiner Frau vier Söhne: Peter, Johannes, Jacob und meinen Vater Philipp Johannes, den jüngsten, der am 15. Januar 1886 geboren wurde.

So lebte die Familie Johannes im Dorf Kukkus, im Unterdorf, in der Hauptstraße, der sogenannten Pastoratstraße. Diese Straße wurde so genannt, weil in dieser Straße das Pastorat war, in dem der Pastor - Pfarrer wohnhaft war.

Die Familie Johannes beschäftigte sich mit Landwirtschaft. Mein Vater war der jüngste von seinen Brüdern. Als mein Vater noch lediger Bursche war, hat ihn mein Großvater einem Tischler abgegeben, damit er das Tischlerhandwerk lernen sollte. So hat er auch nach zwei Jahren bei einem Tischler, mit dem Spitzname "Maschinen-Konrädchen", sein Studium beendet.

Mein Großvater starb im Jahre 1910. Mein Vater hat jetzt schon selbständig als Tischler gearbeitet. Als mein Vater und meine Mutter noch in der Anfangsschule in einer Klasse lernten, waren sie sehr gute Kameraden, wahrscheinlich hatten sie sich auch schon etwas lieb.

Später sind meine Mutter mit ihren Eltern nach Amerika ausgewandert, im Jahre 1906, so war meine Mutter von meinem Vater getrennt. Sie hatten aber immer Briefwechsel gehabt. Die Eltern von meiner Mutter waren nicht einverstanden, daß sich meine Mutter mit meinem Vater verheiraten sollte. Zwei Jahre nach der Auswanderung meiner Mutter, d.h. im Jahre 1908, ist mein Vater auch ausgewandert nach Amerika, hat meine Mutter aufgesucht und hat sie geheiratet.

Mein Vater arbeitete im Winter in einer Möbelfabrik und im Sommer haben sie beide auf dem Felde bei einem Farmer gearbeitet, der Zuckerrüben pflanzte.

Am 13. Oktober 1909 wurde mein ältester Bruder Philipp geboren. Im Jahre 1911, den 14. Februar, ist mein Bruder Theodor geboren, und am 17. Dezember 1912 kam mein Bruder Jacob auf die Welt. So arbeiteten sie bis zum Jahre 1913 und haben sich etwas Kapital gesammelt. Meine Mutter bekam öfters Briefe von ihrer Schwester Katharina Margarete aus Rußland, wo sie immer wieder schrieb, sie sollte doch zurückkommen, weil sie alleinig in Rußland zurückgeblieben war. So sind meine Eltern auch im Jahre 1913 zurückgefahren nach Rußland, wieder in das Dorf Kukkus.

Als mein Vater von Amerika zurückkam, kaufte er sich ein kleines Lehmhäuschen. In derselben Straße und auch auf derselben Seite dieser Straße, auf der meines Großvaters Haus

stand. Bevor er nach Amerika ausgewandert war, wurde ihm ein Hofplatz zugemessen gegenüber diesem Lehmhäuschen. Auf diesem Hofplatz hatte mein Vater schon einen Speicher, einen Stall und eine Sommerküche gebaut; er wollte hier ein großes Haus bauen.

Hier in diesem Lehmhäuschen wurde ich am 10. Mai 1915 geboren. Meine Mutter erzählte mir öfters, daß an meinem Geburtstag so eine Kälte gewesen wäre, Schnee, Regen und Wind, daß viele Schafe, sogar Kamele erfroren sind auf dem Felde.

Mein jüngster Bruder Heinrich wurde auch in diesem Lehmhäuschen, am 3. März 1917 geboren.

So waren wir 5 Brüder, keine Schwesterchen. Jetzt kam die Revolution, als die Kommunisten an die Macht kamen. So ist das Geld, das meine Eltern sich schwer in Amerika zusammengespart hatten, verlorengegangen. Und jetzt mußten meine Eltern wieder von vorne anfangen und konnten kein eigenes Haus mehr bauen.

Mein Vater hatte sich von Amerika alle Werkzeuge, die man zur Tischlerei benötigt, mitgebracht.

Einige Erinnerungen aus dem Jahr 1920, als ich 5 Jahre alt war und in diesem Lehmhäuschen wohnhaft war.

Meine Mutter erzählte mir öfters, wie ich eines Tages aus dem Hof verschwunden war. Sie suchte nach mir auf der Straße, in dem Garten, im Hinterhof, ihr Manelchen (Emanuel - so nannte man mich). Als meine Mutter wieder durch den Hof ging, so hörte sie mich schreien und weinen. Sie ging schnell in die Sommerküche und wurde gewahr, daß ich in das kleine Öfchen hineingeschlüpft war. Der Eingang war sehr eng, so daß ich nicht vorwärts konnte, so auch nicht zurück. Meine Mutter hat mich mit großer Mühe herausgezerrt. Da kamen meine Brüder und Nachbarjungen herbei. Ich stand da, habe mir mit dem Tränenwasser, der Asche und dem Ruß das Gesicht herumgeschmiert. Ich sah wirklich nicht wie ein Europäer, sondern wie ein Afrikaner aus. Als sie mich erblickten, da haben sie sich über mich sehr lustig gemacht mit lautem Gelächter. Aber mir war es nicht zum Lachen, sondern zum Weinen. Nachdem die Mutter mich wieder zu einem christlichen Aussehen gebracht hatte, mußte dann auch schon mein Hinter etwas leiden, als meine Mutter ihn mit einem Riemen geschlagen hatte. Dieser Riemen war bei meiner Mutter immer bei der Hand.

Ich kann mich noch sehr gut erinnern an solch eine traurige Geschichte von dem sogenannten Bürgerkrieg. Unser Gartennachbar war ein Rosental; diese Familie war gut mit uns befreundet. Sie hatten 2 Söhne, der älteste Sohn war schon militärpflichtig. Nach diesem Jungen haben die "Roten" (Kommunisten) immer nachgespürt; er sollte mit ihnen in die Armee und kämpfen gegen die "Weißen" (das waren die Bauern, die gegen Kommunisten gekämpft haben). Dieser Junge hat sich auf dem Feld bei seinem Bruder versteckt gehalten. Am Tag im Weizen oder Roggen, und in der Nacht schlief er auf dem Stallboden. Eines Tages hat ihn sein Bruder herbeigerufen zum Mittagessen. Als sie so am Tisch saßen, kam so unverhofft ein Reiter (Kommunist) vor die Tür und schaute hinein. Als er diesen Junge sah, so schoß er in die Luft, und sofort kamen noch zwei bewaffnete Soldaten herbei. Jetzt mußte der jüngste Bruder zwei Pferde vor den Wagen anspannen, und da mußte der älteste Bruder sich daraufsetzen. Und es ging herauf an die Landesgrenze zwischen Kukkus und Stahl. Dort zerrten sie diesen Jungen herunter und haben ihn erschossen, vor den Augen seines Bruders. Dann haben die Barbaren noch nicht mal erlaubt, die Leiche nach Hause zu bringen. Erst am nächsten Tag hat man ihnen diese Erlaubnis gegeben. Hier kann man sich vorstellen, was für eine Wut sich bei dem jüngsten Bruder gesammelt hat und was dies für eine Trauer für die Eltern und Freunde war.

Ich erinnere mich noch, daß mein Vater diesem Jungen einen schönen Sarg gemacht hat. Nach 2 Tagen wurde der unschuldige Junge beerdigt. Als das Trauerfest stattfand, haben sich alle Einwohner des Dorfes versammelt. Das Weinen der Eltern und Freunde hat man bis in unsere Straße gehört. Hier könnte man viel davon erzählen, wie die Kommunisten die Macht erobert haben - mit Mord, Blutvergießen, Schlechtigkeit, Betrug usw. usw. Es war ein schrecklicher Haß zwischen den Kommunisten (den Roten) und den Gegnern, die "Weißen" genannt wurden.

Hier möchte ich noch eine Geschichte erzählen. Wir hatten als Nachbarn zwei Männer namens Maser; einer, der älteste Maser (wir nannten ihn Vetter Jacob), kam immer zu uns und hat uns Jungen verschiedene Märchen erzählt. Sein jüngerer Bruder war einer von den sogenannten Weißen, er hat sich mit seiner Frau immer auf dem Feld aufgehalten. Sie haben den Kommunisten, den Roten, sehr viel Unangenehmigkeiten bereitet, und wenn sie einen Roten geschnappt haben, so haben sie ihn ohne weiteres niedergeschossen. Die Roten hatten eine unglaublich große Wut in sich gegen diesen Maser, konnten ihn aber nicht schnappen. Eines Tages kamen die Roten wieder in unser Dorf vom Nachbarsdorf Stahl. Als sie gehört hatten, daß hier neben uns ein Maser wohnhaft wäre, haben sie den älteren Bruder Jacob, der gar nicht Schuld war, herausgezerrt und hinten an einem Wagen angebunden und durchs ganze Dorf geschleppt, bis herunter in den großen Graben. Der arme unschuldige Mann war schon halbtot, so haben sie ihm noch paar Kugeln in den Kopf gejagt. Er war noch nicht tot, als sie ihn in den Sand einscharrten. Nach einer geraumen Zeit hat man es erlaubt, ihn auf dem Berg zu beerdigen, denn unten im Graben floß im Frühling das Schneewasser vorbei.

Die Weißen haben auch keinen Spaß gemacht mit den Kommunisten. Sie hatten einmal 3 Kommunisten geschnappt in unserem Dorf Kukkus. So haben sie die 3 Männer ausgezogen nackt und heruntergetrieben auf den Nebenfluß der Wolga, wir nannten ihn das fließende Wasser. Es war im Winter, der Fluß war zugefroren. So mußten die 3 Männer sich die Löcher durchs Eis hacken, und so haben sie die drei hineingesteckt, bis sie ertrunken waren. Dann haben sie die Leichen herausgezogen und zu Stücken zerhackt und auf dem Eis zerstreut. Als dann die Roten kamen, haben sie die zerhackte Stücken zusammengelesen und neben der Kirche beerdigt. Auf ihrem Grab haben sie ein hölzernes Gebäude gebaut, auf dem oben einige Mann stehen konnten. Wenn ein Feiertag kam, so zum Beispiel der 7. November oder der erste Mai, mußten wir Schüler dorthin kommen, wo sich die kommunistische Obrigkeit aufstellte und uns eine Rede hielt. Der Bürgerkrieg ging einige Jahre, bis die Kommunisten die Macht sich erobert hatten.

In unserem Dorf waren nur Bauern, wir hatten keine Arbeiterklasse, auch keine Kommunisten. Zu uns wurden Arbeiter aus den Städten geschickt, die alle Amtsstellen einnahmen, z.B. Dorfsowjet, Postbeamte und andere Stellen, wie die Politabteilung.

Die Lage auf den Dörfern hat sich immer wieder verschlechtert, so daß in den Jahren 1919-1920 viele Deutsche aus dem Wolgagebiet ausgewandert sind nach den Vereinigten Staaten von Amerika. In dieser Zeit sind auch meinem Vater seine zwei Brüder mit Kindern und Müttern nach Amerika ausgewandert. Es waren mein Onkel Johannes und Onkel Peter, deren Kinder und meine Großmutter.

Zwei Wochen später hat mein Vater sich entschlossen, nach Amerika auszuwandern mit seiner Frau und uns fünf Jungen. Mir ist noch einiges in Erinnerung geblieben, als meine Eltern sich auf den Weg nach Amerika vorbereitet haben. Meine Mutter hat, zum Beispiel, Gold- und Silbermünzen im Teig versteckt und Kuchen gebacken, damit uns an der Grenze nicht die letzten paar Rubel weggenommen werden. So haben meine Eltern Haus, Hof und Möbel, alles für einen Spottpreis, verkauft und verschenkt. Mit etwas Gepäck sind wir nach Saratow gefahren, von wo es auf der Eisenbahn weitergehen sollte. Meine zwei Onkels, die früher nach Saratow kamen, waren schon fertig mit ihren Papieren, um abzufahren.

Da gab es plötzlich einen Befehl der Obrigkeit, niemandem mehr ausreisen zu lassen. Meine zwei Onkel waren schon in Saratow. Es wurden immer Gruppen organisiert und auf der Eisenbahn abtransportiert. Aus dieser Gruppe, in der meine zwei Onkel waren, ist ein Familienvater todkrank geworden und kam ins Krankenhaus. Statt diesen kranken Mann mit seiner Familie wollten meine Onkel unsere Familie einschreiben und einsteigen lassen in die Waggons, die am nächsten Tag abtransportiert wurden. Da hat meiner Mutter ihre älteste Schwester Katharina Margarete, die verheiratet war mit einem Schengel Alexander, der 1926 verstorben ist, angefangen zu weinen und sagte: Jetzt fährst du auch weg, und ich bleibe hier in Rußland allein. So haben meine Eltern beschlossen, wieder zurückzufahren nach Kukkus. Als wir zurückkamen nach Kukkus, standen meine Eltern mit uns fünf Jungen auf der Straße.

Schließlich hat uns ein bekannter Mann, der auch in unserer Straße wohnhaft war (ich denk, es war ein Mann namens Baum), ein Zimmer vermietet für die erste Zeit. Später sind wir

in eine Bude umgezogen, die dem Fleisch-Ohlberg gehörte. In dieser Bude haben wir 1921 und 1922 den Winter verbracht. Das Jahr 1921 auf 1922 war ein Hungerjahr. In diesem Jahr sind viele Menschen an der Wolga verhungert. Viele Menschen sind von der Wolga übersiedelt in die Ukraine, den Kaukasus und sehr viele in die Stadt Baku. Zu all diesem Elend und Hunger an der Wolga, waren fast alle erkrankt an der Malaria, man nannte diese Krankheit Wechselfieber oder Sumpfkrankheit. Ich selbst litt auch den ganzen Winter an dieser Krankheit. Ich war schwer mitgenommen, so daß ich bis zum Frühling nicht mehr selbst auf den Hof gehen konnte. Mich haben meine Eltern auf den Händen herausgetragen und auf einen Baumstamm in die Frühlingssonne gesetzt, um frische Luft zu bekommen.

Unser Glück war, daß meine Eltern mit den Eltern meiner Mutter in Verbindung standen, das heißt der Reifschneider's Freundschaft, die in Amerika wohnhaft waren. Wir bekamen sehr viel Pakete mit Nahrungsmitteln und Kleidung aus Amerika. Ich kann mir heute noch gut die Kondensmilch und große Blechbüchsen mit Schweineschmalz vorstellen, sogar Mehl und andere verschiedene Produkte. Deutschland und andere Staaten haben auch sehr viel den leidenden, hungrigen Menschen an der Wolga geholfen. Es war eine Organisation gegründet worden, die sogenannte internationale ARA, die die Produkte verteilte, die vom Ausland zugestellt wurden. Mein Vater war auch ein Mitglied dieser Organisation.

Das Haus meines Großvaters haben die Brüder meines Vaters ihrem Nachbarn übergeben. Da hat mein Vater diesen Nachbarn Engelmann Johannes (Spitzname Sänger-Hannes) gebeten, er soll doch uns dieses Haus zurückgeben, aber er sagte: Das ist mein. So mußte mein Vater sein Vatershaus durch das Volksgericht zurückerobern. Dieses Haus war aus Holz gebaut worden im denselben Jahr als die Kirche gebaut worden war in Kukkus. Als die Kirche gebaut war, haben sie die Überreste von dem Holz versteigert, und da hat mein Großvater dieses Holz gekauft und das Haus gebaut. In was für einem Jahr die Kirche gebaut wurde, konnte ich bis jetzt noch nicht herausfinden.

In diesem Haus hat unsere Familie gelebt, bis wir Brüder zerstreut wurden und unser Vater umgekommen ist. Nur unsere liebe Mutter wurde aus diesem Haus alleinig deportiert im Jahre 1941 nach Sibirien. Dies Schicksal meiner Mutter hat die ganze deutsche Bevölkerung im Jahre 1941 an der Wolga betroffen.

Wie wir dort lebten und alle 5 Brüder aufwuchsen und meine ältesten Brüder schon die Siebenjahrschule hinter sich hatten, hat mein Vater 2 Pferde gekauft und andere landwirtschaftliche Geräte, und da haben meine Brüder Philipp und Theodor angefangen zu arbeiten auf dem Land. Mein Vater hat sich mit der Tischlerei beschäftigt und kam nur aufs Feld im Frühjahr bei der Aussaat und im Herbst bei der Ernte. Die übrige Zeit haben meine Brüder selbständig auf dem Feld gearbeitet. Mein Bruder Jacob hat sich nicht beteiligt auf dem Land, er sollte ein gelehrter Mann werden, das heißt, er sollte weiterlernen. So arbeitete unsere Familie bis 1929.

Im Jahre 1924 wurde mein Vater das erste Mal verhaftet und eingesperrt in dem Dorf Seelmann, für nichts und wieder nichts. Sie haben ihn aber nach 2 oder 3 Monaten wieder freigelassen aus dem Knast. Während er sich im Knast befand, haben die Kommunisten unsere ganzen schönen Möbel und sogar meines Vaters Tischlerwerkzeug weggeschleppt. Als er freikam, haben die "humanen Kommunisten" wieder einige Sachen zurückgegeben. Im Jahre 1926 wurde mein Vater das zweite Mal verhaftet: Sie haben ihn gequält und gefoltert, konnten ihm aber keine Schuld anhängen, so haben sie ihn wieder nach 6 Monaten herausgelassen aus dem Knast. Danach war uns und auch meinem Vater ganz klar, daß er bei den Kommunisten auf der schwarzen Liste stand. Später haben die Geheimpolizisten meinen Vater immer auf Schritt und Tritt beobachtet und ihm nachgeschnüffelt und all sein Tun und Treiben der sogenannten G.P.U. (Geheimpolizei) gemeldet. Im Jahre 1926 hat mein Bruder Jacob die Siebenjahrschule beendet und ist nach Marxstadt gefahren und in das pädagogische Technikum eingetreten.

Im Jahre 1929 hat mein Vater aus der Presse herausgelesen, daß eine totale Kollektivisierung der Bauern durchgeführt werden sollte in der deutschen Republik an der Wolga und die Vernichtung der Kulaken (reiche Bauern) als Klasse.

Meine Brüder wollten immer mehr Pferde, mehr Land, schönere Wagen u.s.w. u.s.w. Mein Vater sagte, man müsse unsere Landwirtschaft ganz klein halten, damit wir nicht als Kulaken gelten und vernichtet werden als Klasse. Wir hatten in jener Zeit schon 8 Pferde, 6 Kühe und 20 Schafe und noch anderes Kleinvieh. So hat mein Vater die Wirtschaft ganz klein gemacht; bis die Kollektivisierung richtig in Gang kam, hatten wir nur noch 2 Pferde, 2 Kühe und einige Schafe. So haben sie uns eingeteilt als Mittelbauern, und wir gelten nicht als Kulaken. Die arme Schluckers, die keine Wirtschaft hatten, sind ohne Widerstand dem Kollektiv beigetreten. Aber die wohlhabenden und reichen Bauern haben Widerstand geleistet und sind nicht in das Kollektiv eingetreten. Jetzt haben die Kommunisten all denen, die nicht freiwillig dem Kollektiv beigetreten sind, immer mehr und mehr Steuern aufgelegt, um sie zu zwingen in das Kollektiv einzutreten. So hat man dann manche der reichen Bauern aus ihren Häusern herausgetrieben und ihr Vieh und landwirtschaftliche Geräte enteignet.

Hier in dieser Zeit wurde auch meiner Mutter ihre Schwester Katharina Margarete, Witwe mit 6 Kindern, aus ihrem Haus vertrieben und ihr Hab und Gut enteignet. So kamen diese Familien zu uns, denen wir ein Zimmer zur Verfügung stellten. Früher war in diesem Zimmer ein Jahr meines Vaters Kusin, Busik Alexander, mit Frau Rosalia und Sohn Eugen wohnhaft, die auch aus ihrem Haus herausgetrieben worden waren. Diese Familie Busik ist dann in die Stadt Saratow gezogen und von Saratow weiter nach Tomsk. Meine Mutter hat mir später erzählt, daß Alexander Busiks Frau Rosalia in einem Sumpfloch unweit von Tomsk aufgefunden wurde tot, es soll Selbstmord gewesen sein. Mit diesem Busik hatte lange Zeit mein Bruder Philipp Briefwechsel, er war Ingenieur und hatte mit Technik zu tun. Seine letzte Anschrift war, denke ich, die Stadt Tomsk.

Jetzt, weiter möchte ich hier das Schicksal meiner Tante Katharina Margarete Schengel und ihrer Familie beifügen. Ihr Mann Alexander Schengel starb im Jahre 1926 an Magenkrebs. Katharina Margarete war eine Witwe mit 6 Kindern. Als schon die meisten Bauern in Kollektiv eingetrieben und die Kulaken aus ihren Häusern herausgetrieben waren und sie keine Mitglieder vom Kollektiv waren, so stellte sich die Frage, die Kulaken wegzuschicken nach dem Norden. Die Bolschewiken haben doch immer planmäßig gearbeitet. Von jedem Dorf sollten einige Familien weggeschickt werden. Solche Maßnahmen wurden immer in der Nacht vorbereitet. Jetzt sollten diese 3 Familien eingefangen und zum Bahnhof nach Engels transportiert werden. Als sie zu diesen Familien kamen, haben die ledigen Kinder gefehlt, sie hatten doch ihre geliebten Jungen und Mädchen. Die Jugend wollte sich doch nicht trennen von ihren Verliebten. Es haben sich viele Menschen angesammelt auf der Straße, die sich verabschieden wollten von ihren Verwandten.

Bei uns im Dorf hatte man einen sogenannten Politarbeiter Vorrat, er war kein Einwohner von Kukkus. Er war ein, so wie sie bei uns genannt wurden, "Zugelaufener" von einem Nachbarsdorf. Dieser Politarbeiter sah, daß er nichts machen konnte, so telefonierte er nach Engels und meldete der Regierung, daß er seinen Auftrag nicht erfüllen könne, die Kulaken leisten Widerstand. Er machte es schlimmer, als es in Wirklichkeit war, er sagte, daß es einen Aufstand gäbe, daß Blut auf den Straßen flöße. In dieser Nacht haben sie einige Jungen und Mädchen ins Gefängnis gesteckt. Bei diesen kam auch meine Kusine Amalia Schengel dabei. Am nächsten Tag ging mein Vater hin zu den Polizisten, mit denen mein Vater gut bekannt war, und hat gebeten, sie sollen doch die Amalia Schengel freilassen, so haben sie auch sie freigelassen. Am nächsten Morgen hab ich meinen Rücksack gepackt mit meinen Heften und Büchern, auf meinen Rücken geschnallt und ging auf die Straße, wollte in die Schule gehen. Ich kam nicht weit von unserem Haus. Es kam ein Reiter wie ein Wilder angeritten und zog seine Peitsche aus und schrie:

- Schnell zurück von der Straße, sonst haue ich dir eine über den Schädel, damit du weist, wo dein Zuhause ist!

Ich ging weinend nach Hause und fragte meine Mutter:

- Was sind das für wilde Menschen auf der Straße?

Meine Mutter hat mich beruhigt und sagte:

- Heute darf niemand auf die Straße gehen.

Dann bin ich mit einem Nachbarsjungen auf das Stalldach gekrochen, und wir schauten auf den Berg hinter dem Dorf, und da hat alles gewimmelt von Soldaten, hauptsächlich in der Richtung zu dem Nachbarsdorf Stahl. Sie marschierten hin und her. Wir nannten ja nicht den Berg hinter dem Dorf, aber Buckel. Jetzt war es uns klar, was da los war.

Bis zum nächsten Abend haben die Bolschewiken anstatt 3 Familien - 30 Familien zusammen mit Kindern, Väterchen und Mütterchen und etwas Gepäck auf die Schlitten verladen und abtransportiert nach dem Bahnhof nach Engels. Später bekamen wir Briefe von dieser Familie Schengel von Kotlas (Komi ASSR). In Kukkus waren sehr wenige arme Familien, fast lauter reiche Bauern. Die Kommunisten sagten immer: Kukkus - das ist ein Kulakennest, das müsse man ganz vernichten.

DAS SCHICKSAL UNSERER FAMILIE

Mein Vater hat all unser Vieh und die landwirtschaftlichen Geräte dem Kollektiv übergeben. Dann sagte er zu uns:

- Ihr sollt nicht im Kollektiv arbeiten, ihr müßt weiterlernen.

Mein Bruder Philipp ist in Marxstadt eingetreten in ein pädagogisches Technikum. Theodor hat einen Winter lang Pferde gefüttert, die das Kollektiv in unserem großen Stall untergebracht hatte. Das Futter war so schlecht und wenig, daß die armen Pferde abgemagert sind, so daß ich mit meinem Bruder am Morgen die Pferde aufheben mußte auf die Beine. Im nächsten Herbst ist mein Bruder Theodor auch eingetreten in Engels in ein sogenanntes Kooperativtechnikum, wo meinem Bruder sehr viel mitgeholfen hatte ein bekannter Lehrer Wegele Andreas, der in jener Zeit als Leiter im Narkompross gearbeitet hat.

Meine Brüder haben alle die sogenannten Mittelschulen beendet. Jacob hat einige Jahre als Lehrer gearbeitet. Erst in der deutschen Republik in einem Dorf, und dann ein Jahr im Kaukasus. Philipp arbeitete auch einige Jahre als Dorflehrer. Dann ist Jacob in eine landwirtschaftliche Hochschule in Engels eingetreten, die er auch beendet hat. Theodor hat das Kooperativtechnikum beendet und hat als Ökonom gearbeitet in Pallasowka und später im Dorf Kukkus.

Im Jahre 1930 hab ich die Siebenjahrschule beendet und habe im Kollektiv als Rechnungsführer gearbeitet, in der ersten Brigade, bei dem Brigadier Herzog. Ich kann mich noch gut erinnern, wie an einem Frühlingstag, gerade am Osternfest, zu mir der Parteisekretär und der Feldbauleiter kamen. Ich sollte doch in der ersten Brigade bei Herzog die Arbeit als Rechnungsführer übernehmen. So hat mir meine Mutter Streuselkuchen, gefärbte Eier und anderes Gebäck vorbereitet, und dann sagte mein Vater:

- Geh und arbeite, aber nicht lange, du mußt weiterlernen.

So habe ich 2 Jahre gearbeitet im Kollektiv als Rechnungsführer bis 1932. Im Herbst 1932, im August, hab ich mich verrechnet und bin nach Hause gegangen, wo meine Brüder und Vater mit mir redeten und mich zur Überzeugung brachten, daß ich weiterlernen soll.

So hab ich meine Papiere zusammengepackt und bin mit noch einem Jungen von unserem Dorf zu Fuß nach Warenburg gelaufen, wo ein landwirtschaftliches Technikum war. Hab meine Papiere dem Direktor abgegeben und wurde eingeladen, am 1. September im ersten Kursus von diesem Technikum zu beginnen. Als ich nach Hause kam und in der Zeitung "Nachrichten" eine Bekanntmachung las, daß in der Stadt Balzer Absolventen der Siebenjahrschule eingeladen wurden in solch eine medizinische Arbeiterfakultät, in der man 2 Jahre lernen mußte. Als ich noch in der Siebenjahrschule war, wurden wir gefragt, was für eine Profession ein jeder von uns auslernen wolle. So haben ich und noch ein Schüler Schleicher Friedrich uns gemeldet, daß wir Mediziner werden wollen. Ich habe schon damals, nachdem ich ein Buch gelesen hatte, das von Naturheilkunde handelte, den Wunsch gehalten, Medizin zu lernen. So habe ich zwei Nächte nicht geschlafen und immer wieder nachgedacht, was ich machen sollte. Die Papiere waren ja noch in Warenburg.

Kurz und gut, ich hab mich entschlossen, bin wieder zu Fuß nach Warenburg gelaufen, hab dem Direktor etwas angelogen und sagte, daß meine Eltern nach Engels umziehen und ich in Engels lernen möchte. So hat er mir auch meine Papiere zurückgegeben. So haben ich und noch ein Kollege vom Nachbarsdorf Stahl, Wilhelm Megel, unsere Papiere genommen und gingen nach Balzer. In jener Zeit haben wenig Eltern ihre Kinder lernen lassen. Sie sagten: Alle, die weiterlernen, würden lauter Kommunisten werden. In Balzer haben wir die Arbeiterfakultät aufgesucht und unsere Papiere dem Direktor Ott abgegeben. Er schaute unsere Papiere durch, schaute uns an von Kopf bis Fuß und sagte:

- Am 1. September können Sie kommen. Sie werden in den ersten Kursus aufgenommen.

Dies war das ganze Eintrittsexamen...

MEIN STUDIUM IN DER STADT BALZER AN DER MEDIZINISCHEN ARBEITERFAKULTÄT vom 1. September 1932 bis zum 20. Juni 1934

Am ersten September 1932 kamen von verschiedenen Dörfern junge Mädchen und Jungen zusammen, die alle die Siebenjahrschule hinter sich hatten. Es waren 24 Studenten. Mich und noch 5 Jungen hat der Direktor abgesondert und hat uns in einem zweistöckigen Häuschen untergebracht, neben dem Rathaus. Es waren Jungen von verschiedenen Dörfern aus der deutschen Republik an der Wolga: Hoppe M., Mehlberg, Megel W., Luja Anton.

Jetzt war doch wieder ein Hungersjahr an der Wolga, hauptsächlich im Winter 1932 auf 1933. Das Brot bekamen wir streng auf die sogenannten Brotkarten, ich denke, es waren 500 Gramm am Tag, und eine Wassersuppe, aus der man selten ein Kartöffelchen herausfischen konnte. In dem Zimmer, in dem wir untergebracht waren, wurde nicht geheizt. Es gab kein Holz zum Heizen. Im Herbst ging es ja, solange es auf der Straße noch warm war. Aber später im Herbst wurde es immer kälter. Wir haben angefangen, uns mit Brandholz zu versorgen, das wir auf den Straßen sammelten. Zäune, Stacheten, Bretter und alles, was zum Brennen war, stahlen wir, um etwas unser Zimmer anzuwärmen. Dann haben wir angefangen alles, was von Holz war in unserem Zimmer, das heißt alle Möbel, Stühle, Bänke, Schränke, Tische, sogar die Bretter, die unten den Matratzen auf den Betten lagen, zu verbrennen.

Der Direktor war ein seltener Gast bei uns. Eines Tages kam er zu uns ins Zimmer, und als er sich umschaute und kein Möbel zu sehen war, fragte er:

- Wo sind die Möbel geblieben?

Wir waren alle still und stumm. Dann am nächsten Tag hat er uns in Privatwohnungen bei verschiedenen Bewohnern untergebracht. Ich war bei einer Familie in einem kleinen Zimmerchen untergebracht, wo ich bis in März Monat ausgehalten hab.

Ich und mein Kollege von dem Nachbarsdorf Megel W. sind jeden Sonnabend zu Fuß von Balzer, ich nach Kukkus und Mengel nach Stahl gelaufen, um uns für eine Woche mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Vielen Studenten, die nicht von Zuhause Unterstützung durch Lebensmittel bekommen konnten, waren schon im Monat März vor Hunger die Füße angeschwollen.

Ende März Monat, als der Schnee langsam schmolz und die Zeit kam, in der die Wolga aufgeht, weil sie im Winter mit einem Eispanzer zugefroren ist, auf dem wir zu Fuß hinüberspaziert sind. Ich und mein Kollege hatten Angst, daß wir nicht mehr nach Hause kommen könnten, weil man, solange das Eis auf Wolga geht, sie nicht überqueren kann. Da sind wir uns einig geworden, die Arbeiterfakultät zu verlassen und nach Hause zu gehen. So sind wir heimlich abgehauen. Zu Hause war es auch mit den Nahrungsmitteln nicht besonders gut, aber unsere Familie hatte doch so viel Vorrat, daß unsere Familie nicht hungern brauchte.

DAS ZWEITE STUDIENJAHR IN BALZER

Als der Herbst kam, haben meine Brüder und alle andere Studenten sich vorbereitet zurückzufahren in ihre Lehranstalten, um das Studium am 1. September zu beginnen. Jetzt stand ich mit meinem Kollege, und wir fragten uns, was wir machen sollen. Unsere Papiere waren doch zurückgeblieben in Balzer. So haben wir uns entschlossen, unsere Papiere abzuholen aus Balzer. Wir dachten, wenn wir unsere Papiere zurückbekommen können, werden wir in eine andere Lehranstalt eintreten können. So gingen wir nach Balzer in die Kanzlei und standen da als Deserteure vor dem Direktor ganz geschlagen. Er fragte uns, was wir wollen. Wir sagten:

- Wir wollen unsere Papiere.

- Ich verstehe euch, weshalb ihr abgehaut seid. Die Papiere bekommt ihr nicht, aber am 1. September kommt zu uns, und ihr werdet auf dem zweiten Kursus weiterstudieren.

Als wir im Herbst wieder alle zurückkamen, hat die Leitung der medizinischen Arbeiterfakultät uns in Privatwohnungen untergebracht. So kamen wir wieder 5 Jungen in einem Zimmer zusammen. Die Lebensverhältnisse, mit Wohnung und Nahrungsmitteln, waren etwas besser, als im vorigen Jahr.

Das Brot bekamen wir immer noch streng auf die Brotkarten. Um unsere Lage etwas zu verbessern, haben wir, ich, Hoppe, Wuckert und andere Jungen, unter der Leitung von Luja Anton ein Streichorchester organisiert und haben abends in einem kleinen Restaurant einige Stunden gespielt, die Zahlung war ein gutes Abendessen. Hier kommt mir eine Episode in Erinnerung. Der obengenannte Hoppe M. war ein spaßiger Junge, er spielte auf der Baßgeige, er hatte an der rechten Hand einen verletzten Daumenfinger, als er zu heftig auf die Seiten zugeschlagen hat.

An einem Festtag haben uns die Mädels aus dem medizinischen Technikum eingeladen, wir sollen bei ihnen etwas musizieren. So haben wir auch den Abend bis in die Nacht musiziert, und danach haben wir wieder als Lohn einen guten Kartoffelbrei bekommen; ich glaube, da war auch etwas Butter dabei. Als wir uns alle, das heißt die Musikanten, sattgegessen hatten und noch ein Rest übrigblieb, sind wir aufgestanden und wollten weggehen, da sagte Hoppe:

- Aber den Rest von diesen Kartoffeln, den lasse ich nicht zurück.

Er suchte sich ein großes Stück Papier, ich denk, es war eine Wandzeitung, packte den Kartoffelbrei rein und ging mit uns nach Hause. Auf dem Weg haben wir ihn geneckt und gelacht. Er sagte:

- Lacht nur, morgen werde ich zum Frühstück Kartoffelbrei essen und ihr werdet mir mit hungrigen Augen zuschauen.

Am nächsten Morgen hat er den Kartoffelbrei aufgewärmt und sich schön sattgegessen, und wir standen alle herum und schauten ihm zu. Er lächelte:

- Ihr lacht ja gar nicht. Gestern habt ihr gelacht, aber heute lache ich, mit einem vollen Bauch dazu!

Hier möchte ich noch erwähnen meinen lieben, nie vergessenen Kamerad Wuckert Theodor, einen Einwohner von Balzer. Er war ein sehr begabter, lustiger Junge. Wir waren sehr gute Kameraden in Balzer und so auch in Saratow, bis sie mich am 28. Mai eingesteckt haben. So ist das menschliche Schicksal: Dieser Junge hat das Institut beendet, ich kam in den Ural auf 10 Jahre. Aber als 1939 mit den Finnen Krieg war, kam er ums Leben, und ich lebe noch, das heißt schon 54 Jahre.

In diesen Verhältnissen, wo wir studierten, da kann man sich vorstellen, was wir für eine Bildung bekommen haben. Hier möchte ich noch meinen guten Lehrern einen Dank aussprechen, es war Lehrer Diesendorf und der strenge große Mann Herdt. Sie sind wahrscheinlich schon alle verstorben.

Dies ist in kurzem alles, was ich noch weiß und was sich in meinem alten Gehirn verankert hat, von meinem Studium in der Stadt Balzer. Es war eine sehr schwere Zeit während meines Studiums. Ich habe aber, abgesehen von all den Schwierigkeiten, diese zwei Jahre durchgemacht und bin überführt worden auf den 1. Kursus in das medizinische Institut zu Saratow.

STUDIENJAHRE AN DER DEUTSCHEN ABTEILUNG
bei der medizinischen Hochschule in Saratow
vom 01.09.34 bis 28.05.38

Am 1. September 1934 kamen wir alle Absolventen der medizinischen Arbeiterfakultät zusammen und bildeten eine Gruppe und noch eine Gruppe von anderen Studenten aus der deutschen Republik an der Wolga. Wir waren in den 2 Gruppen 45 Studenten aus dem 1. Kursus. Ich mit meinem guten Kollegen Wuckert Theodor gingen rundherum und schauten uns das schöne Gebäude von außen an, das gebaut wurde im Jahre 1909 von einem Hauptarchitekt, der ein Deutscher mit Namen Müfke war. Alles Baumaterial zu diesem Gebäude war von Ausland zugestellt worden.

Der erste Direktor des Instituts war unser Professor Worms, auch ein Deutscher. Er war schon in Rente und hat nur noch bei uns die organische Chemie vorgetragen. Soweit ich gehört hab, ist er im Jahre 1941 gestorben in Saratow. Als wir von außen das Gebäude angesehen hatten, haben wir uns auf eine Bank vor dem 4. Korpus um den rechten Flügel gesetzt. Da kam mein ehemaliger Lehrer von der Siebenjahrschule Peter Bäcker zu uns.

- Was sucht ihr hier? - fragte er.

- Wir wollen hier in das medizinische Institut eintreten.

Dann sagte er:

- Ich lerne hier an der Universität in der Chemieabteilung, - er atmete tief durch. - Jungen, Jungen, sollt ihr hier lernen können?

- Warum nicht? - fragten wir.

- Geht mal hinunter in den Keller, der sich unter dem rechten Flügel befindet, und schaut, was da los ist.

Wir gingen herunter in den Keller, und da kam schon von weitem solch ein strenger Geruch nach Formalin und Leichengeruch entgegen, daß wir etwas zurückgetreten sind. Dann klopften wir an der Tür an. Innen hörte man, wie jemand hackte und wirtschaftete wie in einer Metzgerei. Da öffneten wir die Tür, und da stand vor uns ein unrasierter Mann mit einem Bart. Er hatte Gummistiefel an und eine Gummischürze, in der Hand hatte er ein mit Blut beschmutztes Messer. Er fragte uns:

- Was ist euer Begehren?

Wir schauten uns einander an und sagten kein Wort. Wir wichen zurück, näher zur Ausgangstür, wo an den Wänden standen große Bottiche, in denen in Formalinlösung verschiedene Menschenglieder: Arme, Beine, Köpfe und manche Därme u.s.w. sorgfältig hineingebracht waren. So haben wir doch den Mut gefaßt und fragten den nicht sympathischen Mann:

- Warum zerlegen Sie die Leichen so sorgfältig?

- Dies gibt Präparate für die Studenten zum Erlernen des menschlichen Körpers, - erklärte uns der Mann.

So gingen wir heraus aus diesem Leichenkeller. Wir haben einen sehr unangenehmen, abstoßenden, widerlichen Geruch noch auf dem Hof gefühlt. Und da fragten wir einander, sollten wir hier das Studium durchmachen können oder nicht? Wir sind doch hergekommen Medizin zu studieren, und so haben wir uns beschlossen, daß wir auch dies alles mitmachen müssen.

Wir waren am Anfang des Studiumjahres 45 Studenten in den 2 Gruppen des ersten Kursus der deutschen Abteilung. Die eine Gruppe, in der ich war, waren die Absolventen von der medizinischen Abteilung der medizinischen Arbeiterfakultät, wir waren sehr schwach vorbereitet, und konnten wir fast kein Russisch. Jetzt mußten wir hier die russische, deutsche, lateinische Sprache lernen. Dann mußten wir z.B. von der Chemie alle Fächer, so wie die unorganische, organische, kolloide, physische, Qualität, Quantität und zuletzt die biologische

Chemie studieren. Im ersten Kursus studierten wir die normale Anatomie, wobei wir Präparate aus diesem Leichenkeller präparieren und durchstudieren mußten. Hier haben viele von unseren Studenten nicht nur den Appetit zum Essen verloren, sondern auch zum weiteren Studium in diesem Institut.

Die meisten Studenten sind in andere Hochschulen übergelaufen. So hat man aus den 2 Gruppen eine Gruppe gebildet. Wie schwer es auch war, ich und mein Kamerad Wuckert T. naben doch durchgehalten und den ersten Kursus erledigt. Im zweiten Kursus ging es mit dem Studium schon besser. In diesem Jahre wurden die Brotkarten abgeschafft, man konnte schon Brot kaufen so viel, wie man wollte.

Als ich noch in der Siebenjahrschule lernte, haben ich und mein Bruder Heinrich in der zweiten Klasse zusammen auf einer Bank gesessen. Es war ein sehr begabter Junge. So begabt er war, so schabernackig war er auch. Solange er in der Siebenjahrschule lernte, wurde er 3 Mal entlassen, und immer wieder mein Vater ihn durch gut bekannte Lehrer wieder zurückbrachte in die Schule. Er ist im Jahre 1935 auch eingetreten auf den ersten Kursus in Balzer an dieser medizinischen Arbeiterfakultät, wo ich lernte.

Als ich studierte auf dem 2. Kursus, das war im Jahre 1935, kam zu mir in das Studentenheim Professor Busik Alexanders Sohn Viktor und bat mich, ich solle zu ihnen kommen. Hier muß ich noch hinzufügen, daß dem Professor seine Frau Emilie meinem Vater seine Kusine war. Als ich zu diesem Professor kam in seine Wohnung, war mein Vater und meine Mutter da. Ich war sehr erschrocken und fragte, was passiert sei, daß sie so unverhofft nach Saratow gekommen sind? Da hat mir mein Vater mitgeteilt, daß sie Haus und Hof verlassen haben und geflohen sind. Ich fragte, warum? Hier sagte mein Vater:

- Ein Mann, der mir gut bekannt ist, hat mir anvertraut, daß ich auf der Liste bin, die in nächster Zeit eingesteckt werden sollen in Knast, Gefängnis, wo schon manche Bürger von unserem Dorf Kukkus verschwunden sind. Dieser Mann von der Geheimpolizei, G.P.U., sagte, daß ich bei Gelegenheit abhauen soll, sonst komme ich dran!

- Und wohin wollt ihr jetzt weiter? - fragte ich meinen Vater.

- Nach Balanda.

Dies war ein kleines Dorf hinter Saratow auf der Bergseite. In diesem Dorf hielt sich meines Vaters Kamerad Grasmück (unser gewesener Schulmeister) auf.

Das Studium in der Hochschule war für uns wolgadeutschen Jungen sehr schwer, uns wurden die Lektionen auf Deutsch vorgetragen, aber die Lehrbücher waren in russischer Sprache geschrieben. Wir haben uns sehr bemüht, alles, was die Professoren uns vorlasen, zu notieren, weil wir die russische Literatur nicht gebrauchen konnten. Ich hab mich sehr angestrengt nicht schlechter zu lernen, als alle andere, aber meine Nerven waren in einer sehr großen Spannung. Jetzt kam noch dazu, daß meine Eltern geflüchtet sind, was mich sehr mitgenommen hat. Meine Eltern sind dann von Balanda nach Engels umgezogen und haben sich ein kleines Häuschen gekauft in der Einsamen Straße. Mein Vater hat sich im Kreiskrankenhaus als Tischler nach Arbeit umgeschaut.

Ende März kam ich wie gewöhnlich am Ruhetag nach Engels zu meinen Eltern. Als ich in die Stube kam, so empfing mich meine Mutter mit Tränen und Schluchzen. Sie sagte mir, daß mein jüngster Bruder Heinrich verhaftet sei. Ich hab meine Mutter so gut wie ich konnte beruhigt und bin am nächsten Tag wieder nach Saratow gefahren und lernte weiter. Aber diese Verhaftung meines Bruders war wieder eine Belastung auf meine schon überlasteten Nerven. Meine Mutter erzählte mir, als sie meinen Bruder von Balzer nach Engels ins Gefängnis brachten, mußten mein Bruder und der Milizionär an unserem Vaterhaus vorbeigehen. Hier hat mein Bruder gebeten, mit ihm auf Paar Minuten hereinzugehen, um seinen Eltern mitzuteilen, daß sie ihn hier in Engels ins Gefängnis stecken würden. Sie gingen auch herein, haben etwas gegessen, und die Mutter hat ihm Wäsche und etwas Nahrungsmittel gegeben, dann sind sie wieder schnell verschwunden.

Zwei Tage später haben sie meine Mutter in die Milizverwaltung herausgerufen. Meine Mutter war sehr erschrocken und hatte Angst, daß sie jetzt auch eingesperrt werde. Als sie in

das Arbeitszimmer kam bei dem Leiter von der Milizverwaltung, haben sie ganz höflich angefangen zu fragen:

- Können Sie uns den Milizionär zeigen, der euer Sohn hierher zu uns von Balzer begleitet hat und bei euch zu Hause war mit eurem Sohn?

Meine Mutter sagte:

- Ich denke ja.

So haben sie meine Mutter an ein Fenster gesetzt und haben alle Milizionäre vorbeigetrieben, und alle mußten in die Höhe schauen zu diesem Fenster, an dem meine Mutter saß. Als sie alle vorbei waren, fragte der Leiter der Milizabteilung meine Mutter, ob dieser Mann dabei sei oder nicht. Sie konnte diesen Mann dabei nicht erkennen.

Was wollte ich hier sagen, wegen diesem Zwischenfall... So war schon in jener Zeit die Tätigkeit zu spüren von der Geheimpolizei, wo es eine große Menge von den sogenannten Spitzel gab, Denunzianten, wo alles der Geheimpolizei gemeldet wurde.

Ich studierte weiter in Saratow. Mein Bruder Philipp studierte in der Stadt Engels, an der pädagogischen Hochschule. Er war verheiratet, dies war dem Wiegand August seiner Frau ihre Schwester. Mein Bruder Philipp wohnte bei diesem Wiegand August. Meine Eltern und Bruder Philipp hatten große Angst gehabt, ob meinem jüngsten Bruder ein Wiedersehen im Gefängnis gestatten wird. Es gab am Anfang der Jahres 1937 schon eine Massenverhaftung in der ganzen deutschen Republik. Ich hab mich einmal entschlossen, mit Wäsche und Nahrungsmitteln in das Gefängnis zu gehen, es hat mir große Mühe und Zeit gekostet, um 10 Minuten Wiedersehen zu bekommen.

Jetzt kam das schreckliche Jahr 1937. In diesem Jahre wurden Tausende, abermals Tausende unschuldige Menschen vor nichts und wieder nichts verhaftet, verschleppt und erschossen. Zuerst haben sie alle deutsche Männer eingesteckt, die im ersten Weltkrieg in der deutschen Gefangenschaft waren, bei ihnen wurde der §58-6 angewandt. Das heißt, daß alle als Spione bezeichnet wurden. Von diesen Männern kam auch nicht einer zurück in die Freiheit.

Ich hab mich fleißig vorbereitet und hab ein Examen nach dem anderen für den 3. Kursus mit Auszeichnung abgelegt. Es hieß: Wer den 3. Kursus durchstudiert hat, der ist schon ein Arzt. Wir gingen auf die Lektionen vom 4. Kursus, hatten aber alle noch nicht erledigte Examen vom 3. Kursus.

Wir hatten einen sehr berühmten Professor - Monogenow, er schrieb sehr viel wissenschaftliche Arbeiten von der pathologischen Anatomie. Dieser Professor wurde auch identifiziert als ein Spion, weil er einige Male in Deutschland auf Fortbildung war. Wir hatten zwei Ärzte, die als politische Emigranten fliehen mußten aus Deutschland, Auerbach Edith mit ihrem Mann (es waren Juden). Sie wurden von Hitler verfolgt und hier, von Stalin, als Spione eingesteckt. In dem Veterinärinstitut haben sie schon fast alle Professoren und Dozenten verhaftet. Bei uns, auf der deutschen Abteilung, war Reis Reinhold der erste. Dann hat man auch auf der russischen Abteilung angefangen einzustecken. Ich dachte immer, wahrscheinlich komme ich auch bald an die Reihe. Und im Frühling schon die Studenten von den älteren Kursen bei den anderen Studenten die Lektionen gelesen haben.

Anfangs November kam eines Tages mein Vater von Engels zu mir nach Saratow und sagte zu mir:

- Komm, wir gehen in die Geschäfte und kaufen alles, was du nötig hast auf den Winter.

Er hatte wahrscheinlich das Gefühl, daß er nicht mehr lange in der Freiheit sein würde.

So gingen wir durch alle Geschäften und kauften verschiedene Wintersachen. So hab ich von meinem lieben Vater nichts mehr gesehen und gehört. Meine Mutter sagte mir einige Male, daß er ihr sagte, sie solle alles Nötige bereitlegen, wenn sie kommen ihn zu verhaften. Ende November 1937 kam ich nach Engels, um meine Eltern zu besuchen, wie immer am Sonnabend. Als ich in das Vorhaus kam in unserem Haus, so kam meine Mutter schon mir entgegen und fiel mir an die Brust und weinte, schluchzte und sagte, unseren Vater haben sie

am 20. November verhaftet, am hellichten Tag von der Arbeit. So saßen wir zusammen und haben beide geweint und konnten kein Wort vor Wehmut hervorbringen.

Nachdem ich meine Mutter etwas beruhigt hatte, bin ich wieder nach Saratow gefahren mit einem schweren Herzen. Dies war für mich jetzt schon die dritte psychische Erschütterung. Nach einer Woche bin ich wieder voller Ungeduld nach Engels gefahren zu meiner Mutter. Ich fragte sie:

- War Philipp schon lange nicht hier bei euch?

- Er war schon einige Tage nicht hier.

So bin ich schnell hingelaufen bei den Weigand, wo er wohnhaft war. Hier hat mich seine Frau auch schon mit Tränen und Schluchzen empfangen. Sie umarmte mich und zitterte ganz vor Wehmut. Ohne daß sie mir was sagte wußte ich schon, was los war. Dann sagte sie mir, daß vor ein Paar Tagen haben sie den Philipp verhaftet und in das Gefängnis eingesteckt. Dies war für mich die vierte psychische Erschütterung. Ich hab meine Schwägerin beruhigt und ging zurück zur Mutter. Als ich ihr sagte, daß Philipp auch schon verhaftet sei, so fing meine Mutter wieder an zu weinen. So hab ich wieder sie etwas beruhigt und bin mit schwerem Herzen zurückgefahren nach Saratow. Nach ein Paar Tagen fuhr ich wieder nach Engels zu meiner verlassenen Mutter. Ich sagte:

- Laß das Haus und alles zurück und fahr nach Kukkus in unser Vatershaus.

So hat meine Mutter es auch gemacht, fuhr nach Hause und hat sich in dem großen Zimmer eingerichtet, im kleinen Zimmer waren Mieter untergebracht.

Ich studierte weiter, aber ich war nicht sehr konzentriert, und da hat sich meine Schlaflosigkeit, überhaupt mein Geisteszustand immer mehr bemerkbar gemacht. Ich hatte öfters in der Nacht, wenn ich nicht schlafen konnte, vor meinen Augen meinen Vater und Bruder, wie sie von den Barbaren gequält, gefoltert, erniedrigt und gepeinigt werden. In dieser Zeit hat sich mein Bruder Theodor versetzen lassen von Pallasowka, wo er als Ökonom im Rayonpotrebsojus gearbeitet hat, nach Kukkus.

Nach einer geraumen Zeit kam ich nach Engels, wo ich mich erkundigen wollte, wie es in Kukkus mit der Verhaftung der unschuldigen Menschen steht. So konnte mir niemand was sagen. Dann hab ich mich an einem kalten Wintertag, am Sonnabend, nach Engels begeben und bin mit einem Fahrer, der von Nemwolgsojus verschiedenes Gepäck nach Kukkus bringen sollte, mitgefahren. Wir sind gegen Abend losgefahren, ich mußte mich oben auf dem Wagenkasten ins Gepäck legen, um nicht zu erfrieren. So kamen wir spät am Abend, es war schon dunkel, in Kukkus an. Der Fahrer hielt an der Speisehalle an und schaute herauf und fragte mich, ob ich nicht verfroren sei da oben. Ich kroch herunter, hab mich mit dem Fahrer abgerechnet und zog meinen Kragen vom Palto hoch und ging die Straße entlang zu meinem Vatershaus. Ich wollte von niemandem gesehen sein, denn man hatte Angst, daß man auch mich verhaften könnte. Als ich durch das Hoftürchen hereingegangen bin, hab ich mich an meine Kind- und Jugendjahre erinnert, als ich tausend Male dort durchgelaufen bin.

Ich ging ans Fenster, wollte erst schauen, ob meine Mutter alleinig zu Hause sei, es sollte doch niemand im Dorf wissen, daß ich gekommen bin. Man hatte doch Angst vor seinem eignen Schatten. Als ich durchs Fenster schaute, sah ich meine Mutter vor einem runden kleinen Öfchen (Kanonenöfchen) auf einem Hocker sitzen. Das Türchen von diesem Öfchen war ein wenig geöffnet, wo das Licht von dem Feuer auf ihrem Gesicht abspiegelte. Ich wußte, daß in der kleinen Stube Mieter wohnhaft sind. So bin ich so ganz behutsam an die Haustür gegangen und hab den Riegel nach der alten Gewohnheit aufgemacht und ging herein.

Meine Mutter war sehr erschrocken, als ich ohne angeklopft ins Zimmer kam. So hat sie wieder das Weinen angefangen. Ich hatte mich schon ausgeweint bevor ich ins Zimmer hereingekommen bin, vor dem Fenster. Dann hat meine Mutter mir mitgeteilt, daß Theodor mit noch einigen Männern von Kukkus verhaftet worden war und in das Gefängnis nach Engels überführt worden ist. Dies war der fünfte psychische Schlag für mich. Dann fragte ich, wo Jacob sei. Er arbeitete zu jener Zeit als Lehrer in einem Nachbarsdorf von Kukkus, in Laub, Dinkel oder Straub. Sie sagte mir, er kommt sehr selten, er ist verheiratet an eine Russin. So war ich

zwei Tage bei meiner verlassenen Mutter, hab ihr ziemlich Brennholz auf den Winter zubereitet und so an 10 von Postkästchen aus Fournierbrett gemacht. Sie wollte doch, wenn sie Nachricht bekommt, wo sie in Lagern sind, ihnen Pakete zuschicken mit Lebensmittel.

Dann fuhr ich wieder zurück nach Saratow und nach einer Woche wieder nach Engels zu der zurückgebliebenen Frau von Philipp, Rosa. Ich fragte, ob sie was zu hören bekommen hätte von unseren Häftlingen. Sie sagte:

- Hier haben manche nach ihren Häftlingen nachgefragt, wo sie stecken, haben aber keine Antwort bekommen, wo sie sind.

Ich hab mir Lebensmittel, Wäsche und verschiedene Sachen zusammengekauft und bin zum Gefängnis gekommen, so um 10 Uhr morgens. Ich ging zu dem Haupteingang, aber ich und noch einige Männer und Frauen wurden weggetrieben wie Hunde. So standen wir und sahen, wie sie immer so an 40 Häftlinge aus dem Haupteingang heraustrieben hinter das Gefängnis, an die Eisenbahnlinie, wo schon die Viehwaggons standen und beladen wurden. Dann haben sie uns weggetrieben vom Haupttor an ein Seitentürchen, wo wir uns mit 250-300 Menschen versammelt hatten. Alle Menschen hatten Taschen mit verschiedenen Sachen und Lebensmitteln zu Übergabe ihren Verwandten. Es war sehr, sehr kalt, und an der Nebenseite vom Gefängnis war so an 80 Zentimeter Schnee, so standen die Menschen in der Kälte und im Schnee vom Morgen an bis um 4 Uhr nachmittags. Endlich öffnete sich die Tür, und es kam der Leiter vom Gefängnis heraus und schrie:

- Aufmerksamkeit! Horcht! Alle, die ich jetzt vorlese, sind nicht mehr hier. Sie sind etappiert worden, das heißt weggeschickt!

Er fing an vorzulesen, streng dem Alphabet nach. Wir standen alle stumm, still da und horchten aufmerksam. Er kam immer näher an den Buchstaben "J", mir ist kalt und heiß geworden, wenn meine Brüder und Vater schon nicht mehr da sind, und ich kann ihnen nicht was übergeben. Jetzt kam er an den Buchstaben "J", und da schrie er laut durch die Menschenmenge:

- Johannes Philipp des Peter, Johannes Philipp des Philipp und Johannes Theodor des Philipp - sind nicht mehr da!

So sind wir alle, deren Verwandte nicht mehr da waren, mit schweren Herzen auseinandergelaufen.

Ich dachte, sie stecken vielleicht in den Waggons, die sie am Morgen verladen haben. Ich ging zum Haupttor, wo immer noch Häftlinge herausgetrieben wurden zur Verladung. Ich hab mich in einen Hof an die Wand gesetzt und schaute durch die Ritze, an der die Häftlinge dicht vorbeigingen, um zu sehen, ob nicht einer von meinen Brüdern oder Vater dabei sei. Die Männer waren in den Gesichtern bleich, verwachsen, schmutzig. Sie sind mit geneigten, traurigen Köpfen immer wieder eine Gruppe nach der anderen an meinem Versteck vorbeigegangen. Als alle Waggons verladen waren, bin ich noch einmal an allen Waggons vorbeigelaufen. Ich schaute in die Höhe an den Waggons, wo an die kleinen vergitterten Fensterchen sich die Häftlinge drängten, um nochmals jemanden zu sehen von seinen Verwandten. Auch hier konnte ich niemanden zu sehen bekommen. So bin ich traurig zurück zu meiner Schwägerin Rosa gegangen. Ich hab alles, was ich zusammengekauft hatte, abgegeben und bin nach Saratow gefahren. Da kann man sich vorstellen, mit was für einer Stimmung ich das Studium weiterführen konnte. Ich besuchte die Vorlesungen auf dem 4. Kursus, hab immer wieder die Examen vom 3. Kursus abgegeben. Ich saß öfters in Vorlesung, und da waren meine Gedanken weit, weit in der Ferne, bei meinen Brüdern und Vater. (Meine Mutter bekam von meinem Vater keinen Brief und keine Nachricht, wo er hingeschickt, verschleppt wurde. Von Philipp und Theodor kamen dann später schon Briefe.) Da hatte ich selber Angst, heute oder morgen werden sie mich auch wegholen.

Meine Nerven waren abgezehrt, ich war ganz erschöpft und hatte keinen Appetit zum Essen. Dann kam die Schlaflosigkeit noch dazu. Ich konnte nicht mehr weiterstudieren, so ging ich zu unserem berühmten Professor Kutanin in die psychiatrische Klinik. Er hat mich ausgehorcht; als ich meine Probleme vorgelegt hatte, sagte er:

- Du mußt dir akademischen Urlaub nehmen und das Studium unterbrechen. Zuerst mußt du einen Heilkursus bei uns in der Klinik erledigen, und dann gebe ich dir ein Schreiben, wo und wann du dich auf einem Sanatorium erholen kannst.

Meine Diagnose lautete "Erschöpfung des Nervensystems". So hab ich mich ins Krankenhaus einweisen lassen. Dem Recht nach, hätte ich bei Professor Nikolajev liegen müssen, aber weil dort meine Mitstudenten die Praxis hatten, dies war für mich nicht angenehm. Im Institut wußte niemand, wo ich mich überhaupt befinde. Meine Therapie war heißes Baden und auf die Nacht ein starkes Schlafmittel und noch sogenanntes Phytin, das sehr viel Kalzium, Magnesium und die sogenannte Inosithexaphosphorsäure enthielt. Ich hab mich sehr schnell erholt, bekam wieder guten Appetit und konnte schlafen, kurz und gut ich war praktisch gesund. Ich hab die Ärzte gebeten, mich zu entlassen aus dem Krankenhaus. Nach 25 Tagen hat man mich entlassen. Ich sagte, ich werde die letzte Examen ablegen, und dann komm ich und hole mir das Schreiben auf das Sanatorium. So hab ich noch einige Examen erledigt und ging zum Professor Kutanin und bekam einen Einweisungsschein in ein Sanatorium. So hab ich mich vorbereitet zum letzten Examen bei Professor Stern - Röntgenologie und Physiotherapie. Ich dachte damals nicht, daß dies meine letzten Tage waren, die ich in Freiheit war.

Jetzt lesen Sie weiter vom 28. Mai 1938
bis Ende meiner 10jährigen Haft und Lagerleben
bis den 3. März 1948

MEIN LAGERLEBEN
vom 28. Mai 1938 bis zum 13. März 1948

Am 28. Mai 1938 hatte ich einen Termin zur Erledigung der letzten Examen in dem 2. Sowjetskreiskrankenhaus in Saratow, bei Professor Stern - Röntgenologie und Physiotherapie. Alle Studenten waren in einer guten Laune und lustig, nachdem wir alle unsere letzten Examen erledigt hatten. Ich hatte auch auf "sehr gut" diese Examen bestanden. Wir gingen alle auseinander, ich ging alleinig weg in der Richtung Bibliothek, um meine geliehene Bücher abzugeben.

Auf einmal kam hinter mir einer von unseren Mitstudenten Reimer Johannes nach. Er fragte mich:

- Was hat das bei dir so eine Eile, daß du heute noch die Bücher zurückgeben willst?

- Ich hab eine Karte in der Tasche, daß ich morgen in einem Sanatorium sein muß, und ich fahre morgen weg.

Ich hatte doch keine Ahnung, daß dieser Reimer ein Seelenverkäufer sei. Daß dieser Reimer ein Geheimagent der Geheimpolizei war, werde ich erst im Jahre 1957 erfahren, als meine Beschuldigung vom Jahre 1938 überprüft wurde. Jenesmal wurde ich herausgerufen nach Taldy-Kurgan in die Kreisuntersuchungsanstalt und wurde nach dieser Überprüfung rehabilitiert, das heißt freigesprochen, daß ich unschuldig 10 Jahre in Gewahrsam war.

Als ich meine Bücher in der Bibliothek abgegeben hatte, ging ich in einer guten Stimmung nach Hause. Es hatte etwas geregnet vor der Mittagszeit, es war ein prachtvoller Frühlingstag. An demselben Abend ging ich mit meiner verliebten Mitstudentin Bauer Maria vor meiner Abreise nochmals ins Theater. Schon spät nachts kamen wir nach Hause. Ich begleitete sie bis an ihr Zimmer, das sich in unserem Studentenheim, im Erdgeschoß befand. Als ich mit Maria einige Minuten vor ihrer Tür stand, wo wir uns verabschiedet haben, schaute mir so verdächtig die Putzfrau nach. Auch wenn ich an ihr vorbei herauf in mein Zimmer ging, das im dritten Stock war. Die Jungen schliefen schon alle außer meinem Bettnachbar Hoppe M.M., er fragte mich, wo ich so lange mich aufgehalten hätte. Während wir uns unterhalten haben, klopfte es an der Tür, und ich machte etwas die Tür auf. Jemand fragte:

- Wohnt hier Johannes?

- Ja, ich bin's, - sagte ich.

Das war die Putzfrau, die mich schon beobachtet hatte, als ich nach Hause kam. Sie sagte, ich sollte herunterkommen mit ihr in die Kanzlei.

Da dachte ich, da stimmt was nicht, und sagte meinem Nachbar Hoppe:

- Heute Nacht werde ich verhaftet, und du sollst doch meine Fotos und andere Papiere zu sich nehmen und der Bauer Maria übergeben.

Als ich herunter in die Kanzlei kam, da waren drei Männer in Zivilkleidung. Einer, scheinbar Bevollmächtigter, sagte mir:

- Hände hoch!

Ich hab die Hände hochgehalten, und einer von zwei anderen suchte und betastete mir alle Taschen durch. Sie haben mir alle meine "Waffen" aus den Taschen auf den Tisch gelegt. Dann gab der erste das Kommando:

- Geh voraus, hinauf in dein Zimmer.

Sie begleiteten mich, einer hinter mir und die anderen zwei rechts und links.

So haben sie jetzt meine ganzen Sachen durchsucht und aus allen Heften, wo ich die Lektionen notierte, jeweils ein Blatt zum Mitnehmen herausgerissen. Was hat ein armer Student für ein Reichtum? Jetzt, als sie alles durchsucht hatten, sagte der Bevollmächtigte:

- Du bist verhaftet, - und zeigte mir den Order zu meiner Verhaftung.

Ich legte mir etwas Wäsche und verschiedene Kleinigkeiten zusammen in meine gesteppte warme Decke, die mit Kamelwolle meine Mutter gefüttert hatte, und stand, wußte erst nicht, was für einer Anzug ich anziehen sollte. Einer war noch ganz neu, der andere schon getragen. So sagte mir einer von diesen drei Männern:

- Zieh doch den getragenen Anzug an, du kommst doch wahrscheinlich schnell wieder zurück.

Ich schaute ihn so böse an, warf den getragenen Anzug hin und zog mir den ganz neuen Anzug an. Ich wußte doch, daß niemand aus diesem Hexenkessel herauskommt. Jetzt sagte der erste Mann:

- Wir müssen ein Papier anfertigen, daß die Untersuchung und die Verhaftung ohne Exzessen und andere Verletzungen vorgegangen ist.

Dann haben sie zwei Studenten aus dem Nachbarzimmer herbeigerufen, sie mußten als Zeuge unterschreiben.

Dann sagte einer, wir können gehen. Ich hab mich von Hoppe verabschiedet und ging mit schwerem Herzen herunter auf die nächtliche Straße mit den drei Wachmännern. So gingen wir bis an die Querstraße, wo der "schwarze Rabe" stand, hier haben sie mich hereingesteckt. Der "Rabe" war so eingerichtet, daß jeder Häftling alleinig in einer Zelle saß. Alle Zellen waren schon vernommen, und jede war so an die 50 Zentimeter breit und 60 Zentimeter lang, oben war ein kleines Löchlein für den Luftzug. Ich saß ganz hinten und hörte, daß in anderen Zellen auch solche Häftlinge, wie ich, sich befinden.

So ging es los, bis wir kamen zur Hauptverwaltung der Geheimpolizei (N.K.W.D.). Es wurde das große eiserne Tor geöffnet, und hier im Hof wurden wir herausgetrieben, das ging sehr schnell, wahrscheinlich hatten sie noch ihren Plan nicht erfüllt in dieser Nacht. Dann haben sie mich mit meinem Gepäck heraufgebracht in den 3. Stock. Wir gingen einen langen Korridor entlang, bis wir an einer mit schwarzem Leder überzogenen Tür Halt machten. Mein Begleiter klopfte an - so hörten wir mit einer Baßstimme:

- Herein!

Mein Begleiter gab einen kurzen Rapport ab:

- Ich hab Ihnen den Häftling Emanuel Johannes zugestellt.

Dann sagte dieser unbekannte Mann, der hinter einem hochbeladenen von Papieren Tisch saß, meinem Begleiter, er könne abtreten.

Ich stand jetzt da und schaute dieses große Zimmer an, hinter diesem Mann, der am Tisch saß, an der Wand war ein großes Bild angebracht mit dem Namen Felix Edmundowitsch Dserschinski. Dieser Mann auf dem Bild war mir gut bekannt, ihn nannte man den "eisernen Kommissar".

Dieser Mann hinter dem Tisch suchte immer wieder in den Papieren, die auf dem Tisch lagen. Dann, ohne, daß er mir seine Aufmerksamkeit schenkte, fragte er mich:

- Name, Vorname, Vatersname?

Dann schaute er mich mit nicht sympathischen, großen, schlechten, falschen Augen von Kopf bis zu Fuß an und fragte mich:

- Bist du einverstanden, daß du ein Mitglied bist in einer sogenannten antisowjetischen Organisation unter Jugend und Studenten in der Stadt Saratow?

- Ich hab keine Ahnung von solch einer Organisation.

- Wenn du mit dieser Beschuldigung nicht einverstanden bist, müssen wir dich in das Gefängnis einsperren, vielleicht erinnerst du dich an dein Verbrechen.

So hat er mir einige Male diese Beschuldigung vorgelesen, und ich sollte unterschreiben. Ich sagte immer wieder, ich hätte keine Ahnung. Dann sagte er:

- Wenn du diese Beschuldigung nicht unterzeichnen willst und nicht eingestehst, so müssen wir dich ins Gefängnis einstecken und verfaulen lassen.

Dann drückte er auf einen Knopf, und da stand schon ein bewaffneter Begleiter. Dann sagte er zu diesem Begleiter:

- Führen Sie diesen Dickschädel weg von hier, ins Gefängnis, wo er Zeit hat, sich zu bedenken wegen seiner Beschuldigung.

Man brachte mich herunter in den Keller. Als wir die Treppe heruntergingen, begegneten wir einen Häftling. Er wurde nach oben gebracht, wahrscheinlich auf das Verhör. Es war eine Regel, wenn sich zwei Häftlinge begegnen, so mußte einer von ihnen mit dem Gesicht zur Wand stehen, damit die Häftlinge sich nicht erkennen sollen. Ich hab aber doch diesen Mann erkannt, es war ein Student von unserem Institut, nur von der russischen Abteilung. Dieser Student sah schauderhaft aus: hager, bleich, verwachsen, blaue Flecken im Gesicht, scheinbar wo sie ihn geschlagen haben im Verhör. Diese Begegnung jagte mir große Angst ein. Als wir in diesen Kellerraum kamen, saßen schon einige Männer auf den Bänken, und alle durften nur nach vorne schauen an die Wand. So saßen wir alle ganz still, wurden nur gestört, wenn wieder ein neuer Häftling hereingebracht wurde. Nach einer Weile wurden wir herausgetrieben in den schwarzen "Rabe" und weggefahren auf die Straße Lenina zum Gefängnis. Dort wurden wieder die eisernen Schlösser geöffnet, und wir kamen in den Gefängnishof. Hier wurden wir herausgetrieben in ein Wartezimmer. Vorher konnte ich dies Gebäude von außen anschauen, es sah wirklich sehr traurig aus. Dies Gebäude war in der Stolypinzeit gebaut, an den Fenstern waren aus Brettern die Kästen angebracht, sogenannte "Maulkörbe", daß die Häftlinge nicht herausschauen konnten auf den Hof und auf die Straße.

Hier im Wartezimmer mußten wir auf dem "Klavier spielen", das heißt, sie haben von jedem Finger die Fingerabdrücke gemacht. Dann haben sie uns von Kopf bis zu Fuß untersucht, die Hosenriemen, aus den Schuhen die Schnürchen herausgezogen und alles, was von Metall war, abgeschnitten, sogar die eiserne Knöpfe. Dann wurde ich in den dritten Stock gebracht, in die Zelle Nr. 94. Diese Zellen waren geplant für sogenannte Einzelhäftlinge, das heißt, für einen Häftling in einer Zelle. In solch einer Zelle haben sie in jener Zeit 4 Häftlinge einquartiert. Als ich hereinkam, standen 4 Pritschen, von ihnen waren drei eingenommen und hinter der Tür eine noch frei.

- Hier, - sagte der Aufseher. - Das ist deine Pritsche.

So legte ich meine Sachen auseinander und legte mich auf die Pritsche, und der Aufseher machte die Tür zu, und man hörte, wie er die Tür verschloß. Als ich eine Weile lag und auf den Boden schaute und dachte: "Jetzt bin ich eingesperrt auf eine lange Zeit". Dann haben wir uns bekanntgemacht mit den Zellenkameraden. Der eine war der Sohn von Professor Golubew, ein Student. Sein Vater Golubew war der Leiter von dem Lehrstuhl Chemie. Der zweite Mann war ein Ingenieur aus Österreich, der in der Fabrik gearbeitet hat, wo Kombins hergestellt wurden, er hieß Ernst, der dritte war ein Buchhalter, Ökonom aus der Provinz. Die Zellenkameraden stellten mir verschiedene Fragen, ich hab ihnen sehr kurze Antworten gegeben, ich hatte große Angst, daß von ihnen einer ein geheimer Mitarbeiter sein könnte von der N.K.W.D., ein sogenannter Seksot-Zellenspitzel. Ich konnte die erste Nacht nicht schlafen, ich hörte immer wieder, wie der Aufseher im Korridor auf und ab marschierte und manchmal durch das Guckloch hereinschaute, um sich zu überzeugen, daß wir noch alle am Leben seien, denn es kam oft vor, daß manche Häftlinge Versuche machten von einem Selbstmord, was aber selten gelang.

In der nächsten Nacht, so um 11 Uhr, wurde ich zum ersten Verhör herausgerufen. Meine Zellenkameraden haben mich gewarnt, ich solle nicht alle Dummheiten des Untersuchungsrichters unterschreiben. Ich wurde mit einem schwarzen "Rabe" in die Hauptverwaltung zum Untersuchungsgericht gebracht. Mein Begleiter brachte mich wieder in dasselbe Zimmer, zu einem anderen Untersuchungsrichter. Wir machten uns bekannt, er sagte:

- Ich bin dein Untersuchungsrichter, mein Name ist Jakowenko.

Er verhielt sich zu mir von Anfang ganz korrekt. Dies nannte man das "Katz- und Maus-Spiel". Er hat mir wieder dieselbe Beschuldigung vorgelesen. Diese Beschuldigung lautete, ich

wäre ein Mitglied von einer antisowjetischen Organisation. Er sprach ganz träge und freundschaftlich zu mir:

- Du kommst sowieso nicht heraus, du machst dir nur die Gesundheit kaputt, ich rate dir, unterschreibe deine Beschuldigung lieber gleich.

- So eine Beschuldigung kann ich nicht unterschreiben, - sagte ich.

Die Häftlinge wurden immer in der Nacht zum Verhör herausgerufen, weil sie dachten, daß ein Mensch, der aus dem Schlaf herausgerissen wird, etwas nachgiebiger sei als zur nüchternen Tagesstunde, um seine Seele zu brechen. So hat er mich zum frühen Morgen hundertmal gebeten, ich solle doch in Gutem unterschreiben. Dies "Katz- und Maus-Spiel" ging bis gegen Morgen so an 4-5 Uhr. Die Katzen machen doch auch so; wenn sie eine Maus erwischt haben, so fressen sie nicht gleich auf, sondern sie lassen sie noch einige Male etwas los, und dann fressen sie sie mit Haut und Haar auf. So hat mich mein Untersuchungsrichter gequält die ganze Nacht. Während dem Verhör mußte ich immer ganz ruhig in der Ecke stehen. Am Morgen brachten sie mich wieder in meine Zelle zurück.

In der nächsten Nacht wurde ich wieder zum Verhör gerufen, und so ging es drei Nächte durch. Als sie mich zum dritten Verhör herausgerufen hatten, hat sich das Blatt gedreht. Jetzt haben sie mich nicht beschuldigt, daß ich ein Mitglied sei von solch einer antisowjetischen Organisation, sondern selbst ich der Organisator sei von dieser Organisation. Er hat mir auch vorgelesen meine Mitglieder von meiner Organisation: Reis Reinhold, Hoppe Martin und andere, wo manche schon vor mir verhaftet wurden.

Beim 4. Verhör wurde mein Untersuchungsrichter immer mehr böse, schrie öfters auf mich los und gebrauchte öfters verschiedene Schimpfworte, um mich moralisch zu unterdrücken. Als ich im 5. Verhör war, stand ich die ganze Nacht in der Ecke, und mein Untersuchungsrichter sich sehr angestrengte mich zu zwingen, daß ich doch unterschreiben sollte, und sehr müde war, ist er hinter seinem Tisch eingeschlafen. Ich stand die ganze Nacht auf den Füßen schon 5 Nächte, und ich war auch sehr müde. So dachte ich, soll doch mein Untersuchungsrichter gut schlafen, ich werde mich auch etwas ausruhen. Ich hab mich schnell heruntergelassen auf den Boden und streckte meine Füße aus. So ruhten wir beide so eine halbe Stunde. Auf einmal wurde er wach, so ist er erschrocken. Hat schnell nach seiner Pistole geschaut, die auf dem Tisch griffbereit lag. Dann sprang er auf und kam zu mir und schrie: "Schaut mal, dieser Hund hat sich ja ohne Erlaubnis auf die Dielen niedergelassen!", und hielt seine Pistole ganz nahe ins Gesicht und hat mir einen Tritt mit seinem Stiefel gerade auf mein rechtes Schienbein gegeben. Das hat mir aber so geschmerzt, daß ich in Himmel hätte schreien können. Hier konnte ich es nicht mehr aushalten und hab ihm ein richtiges russisches Schimpfwort ins Gesicht gesagt. Dann schrie er:

- Du Hund, du schimpfst auch noch!

Dann hat er sich beruhigt. Er setzte sich wieder hinter seinen großen Tisch, der immer mit viel Papieren beladen war, und legte sie in Ordnung. Ich dachte, wahrscheinlich geht mein Verhör zu Ende. So war es auch, er rief einen Begleiter herbei, der mich wegführte und in meine Zelle zurückbrachte ins Gefängnis.

Dann wurde ich das 6. Mal herausgerufen, aber am Abend, etwas früher wie gewöhnlich. Jetzt sagte er zu mir:

- Du bist aber ein Starrkopf, mit dir muß ich ein Ende machen.

Er zog aus dem Schubladen ein Papier hervor und las mir vor, daß Emanuel Johannes sich unschuldig fühle und alles, was ihm als Beschuldigung vorgelegt wurde, ablehnt, das heißt verneint. Ich hab es durchgelesen, und dann mußte ich an einigen Stellen unterschreiben.

Er gab mir mein Geld, das sie mir bei der Verhaftung abgenommen hatten, auf die Hand, 60 Rubel. Dann rief er wieder meinen Begleiter herein und sagte ihm:

- Bringe diesen Starrkopf wieder zurück in seine Zelle.

Ich dachte erst, man würde mich freilassen, aber meine Freude war umsonst. Sie brachten mich wieder zurück in meine Zelle. Auf dem Weg zum Gefängnis dachte ich, die 60

Rubel nehmen sie weg, und sie sind verloren. Ich hab mir 30 Rubel in einem Hosenbein versteckt. Als ich in das Gefängnis hereinkam, hat mich der Wächter gar nicht untersucht, ich hab aber die 30 Rubel abgegeben und eine Empfangsbescheinigung bekommen. Ich hatte aber große Angst, daß mein Untersuchungsrichter per Telefon in das Gefängnis übermittelt, daß er mir 60 Rubel übergeben hat. Es ging aber ganz glatt ab. Damit war meine Untersuchung und Verhör beendet.

Am nächsten Tag kam der Aufseher und rief mich heraus und sagte:

- Du wirst überführt in eine andere Zeile.

Ich kam in den Hof, das war nach so einer langen Zeit das erste Tageslicht, das ich sah. Ich wurde mit noch einigen Häftlingen aus verschiedenen Zellen in das Bad getrieben, wo schon so ca. 50 Mann sich wuschen. Ich hab mich auch angefangen zu waschen, so klopfte mir unverhofft ein Mann auf die Schulter. Ich schaute mich um, es war mein Lehrer, Dozent, der uns Therapie vorgetragen hat, Auerbach (ein politischer Emigrant aus Deutschland). Es war ein Mann mit viel Humor und immer in einer guten Stimmung. Hier erinnere ich mich an solch eine Episode. Wir waren bei diesem Auerbach bei der Praxis in der 2. Sowjetischen Klinik. Wir haben jeden Tag praktiziert, wie man einen starken Herzfehler mit der Hand hören kann. Wenn man die Hand gegenüber dem Herz auflegt, so hört, spürt man, wie das Blut, das nicht aus dem Herz vorwärts herausgetrieben wird, sondern zurückströmt durch die verletzten Klappen und ein besonderes Geräusch hervorruft. So mußten wir alle Studenten, einer nach dem anderen, mit der Hand selbst dies Geräusch spüren. So kamen wir in ein Zimmer, wo solch ein junges hübsches Mädel lag mit solch einem Herzfehler. Wir haben alle der Reihe nach und legten die Hand gegenüber dem Herzen auf, hier mußte man auch die Brustwarze etwas berühren. Als die Reihe an unseren Mitstudent Lindermann David kam, es war ein sehr schüchterner Junge, legte er die Hand bald höher, dann niedriger, rechts, links, aber nicht auf die richtige Stelle gegenüber dem Herz, er wollte doch nicht die Brustwarze anrühren, er genierte sich sehr. Herr Auerbach schaute ihm eine Weile zu und dann faßte er seine Hand und Patsch auf die Brustdrüse. Es gab ein großes Gelächter unter uns allen Studenten. Lindermann wurde aber im Gesicht so rot, wie ein alter Hahn, so auch die Patientin. Dann sagte Auerbach:

- Du machst ja so, wie es ein Huhn auf den Eiern macht.

Auerbach und seine Frau Edith hatten auch ein Zimmerchen bei uns in unserem Studentenheim. Wenn wir vom obersten Stock heruntergingen in die Speisehalle, so mußten wir an ihrem Zimmerchen vorbei. Einmal sind wir früh am Morgen wieder vorbeigegangen, da sahen wir, ihr Zimmer war versiegelt. Wir fragten die Mädels, die neben ihnen ihr Zimmer hatten, so war die Antwort: Auerbachs sind in der Nacht verhaftet worden. Hier bekam ich wieder Angst, und der Gedanke kam mir auch jetzt wieder.

Als wir uns gewaschen hatten und angezogen, suchte ich mein Säckchen, in dem ich mir für mein Geld manche Lebensmittel gekauft hatte, und gab meinem Auerbach einige Würfel Zucker, wofür er mich umarmte und sehr dankbar war. Ich war sehr traurig und hatte großes Mitleid mit ihm. Er war sehr abgemagert, bleich im Gesicht, die Haut am Bauch hing in Falten herunter. Wir kamen auseinander, und ich hab ihn auch weiter nicht mehr gesehen.

Ich wurde dann durch den ganzen Gefängnishof mit noch einigen Häftlingen an ein langes einstöckiges Haus getrieben. Hier hab ich nach einer langen Zeit wieder mal die Luft genießen können. Im Untersuchungsgefängnis gab es solch eine Regel: Jeden Tag 15 Minuten wurden wir herausgetrieben, die Hände auf den Rücken, den Kopf neigen, auf die Erde schauen, nicht sprechen. Und so haben sie uns 15 Minuten in einem Gänsemarsch im Hof herumgetrieben.

So kamen wir mit unserem Begleiter am Ende des Hofes an ein einstöckiges langes Gebäude mit großen vergitterten Fenstern ohne Glasscheiben, aber ohne "Maulkörbe". Dies sollte zur Zaren-Regierungszeit eine Werkstätte gewesen sein, in der die Häftlinge arbeiten mußten. Hier haben sie diejenigen Häftlinge eingesperrt, deren Verhör am Ende war. Als wir dieses Gebäude betraten, zeigte uns der Aufseher unsere Plätze, unsere Lager. Es waren in diesem großen langen Gebäude dreistöckige Pritschen aufgebaut, waren aber alle schon belagert, eingenommen. Hier in dies Gebäude waren über 300 Häftlinge hereingestopft. Wir

haben Plätze bekommen unter den Pritschen auf der Erde, wo ein Zwischenraum von der Erde und dem Boden zu den Pritschen so an die 40 Zentimeter war. Es war ein solcher Zwischenraum, in den man herunterschlupfen konnte, aber man konnte sich nicht von einer Seite auf die andere umdrehen. Wenn man herauskommen wollte, so mußte man mit den Beinen strampelnd mit dem Hinten voran unter den Pritschen sich herausarbeiten. So haben wir uns einige Tage herumquälen müssen. Dann wurden manche Häftlinge aus unserem großen Zimmer weggeholt, so daß wir uns auf die Pritschen legen konnten.

EINIGE ERINNERUNGEN
von dem Leben in diesem Menschenkessel

Hier ging es lustig her, es waren doch verschiedene Menschen zusammengebracht mit verschiedenen Spezialitäten und Bildung. Wir bekamen keine Bücher zum Lesen oder was anderes, um die Zeit zu verbringen. Wir haben von Brot Figuren gemacht auf die Schachbretter und auch verschiedene Zupfinstrumente, so zum Beispiel: Balalaika, Mandoline, Gitarre, was wir alles geheim machen mußten. Die Saiten auf diesen Instrumenten haben uns die Kranken zugestellt; wenn jemand ins Gefängniskrankenhaus kam, der mußte Drahtnetze mitbringen, wo die Fenstern verwahrt waren, daß die Fliegen nicht eindringen konnten. Das war unser Zeitvertreib und Vergnügen in diesem einsamen und langweiligen Gefängnisleben. Wir haben hauptsächlich am Abend mit unserem Streichorchester musiziert. Mit diesem Musizieren haben wir die Stimmung unserer Mitpilger aufrechtgehalten. Öfters kam der Aufseher wie ein Wilder in unsere Kammer hereingerannt, um uns die mit großer Mühe erworbenen Instrumente wegzunehmen. Es war aber eine strenge Regel in unserer Kammer, wenn nur ein Geräusch an der Tür zu hören war, daß der Aufseher an den Schlössern hantiert, gab es Alarm. Es waren doch über 300 Menschen in dieser Kammer. Wenn sie alle von den dreistöckigen Pritschen heruntergingen, konnte niemand durchkommen. So schrie einer laut "Wasser!", und schon waren alle Häftlinge in den Zwischenräumen zwischen den Pritschen, und da war es unmöglich, daß der Aufseher sich durchdringen konnte in die hintere Ecke, wo unser Ensemble sich befand. So ging das "Katz- und Maus-Spiel" mit dem Aufseher eine geraume Zeit. Wenn er sich manchmal durchdrängte bis in die hintere Ecke, so waren die Instrumente schon versteckt unter den Dielen.

Als wir an einem Sonnabend sehr schön spielten, in den Fenstern war doch kein Fensterglas, so hat man es hören können von Weitem. Auf einmal sahen wir, stand außen vor den Fenstern die ganze Lagerobrigkeit und unterhielt sich, und dann war ein lautes Gelächter zu hören. Auf einmal öffnete sich die Tür so unverhofft, und da kamen zwei Aufseher herein und arbeiteten sich durch die Menschenmenge bis in die hintere Ecke, wo unsere Instrumente schon im Versteck waren. Sie machten die Dielen auf und holten alle unsere Instrumente hervor. Sie trugen sie heraus in den Hof und gingen mit der Obrigkeit weg. Wir schauten durch die Gitterfenster unseren lieben Instrumenten nach. Unserem Leiter von dem Ensemble Herrn Fischer, einem ehemaligen Mitglied von einem Ensemble bei der Opera in dem Theater in Saratow, standen die Tränen in den Augen. Wir haben lange zusammengesessen und uns die Köpfe zerbrochen, wer von unseren Häftlingen diesem Aufseher unseren Versteck der Instrumenten gemeldet hatte. Es war wieder ein Beweis, daß auch hier unter den Häftlingen Spitzel (Stukatschi) waren, nicht nur in der Freiheit unter der Bevölkerung. Dieser Spitzel hatte Glück, daß dieser Verrat nicht ans Tageslicht kam; solch ein Verbrechen wurde nicht vom Gefängnisgericht bestraft mit Jahren, sondern nur mit einem Todesurteil.

Wir hatten in unserer Zelle auch einen Friseur mit dem Namen Haron, einen Jude. Dieser Mann hat uns regelrecht rasiert. Er hat ein selbstgemachtes Rasiermesser, wo er es her hatte, wußte niemand, so ein Messer durfte man doch nicht haben, es war sehr streng. In der Regel wurde bei uns in den Zellen alle zwei Wochen eine Wanzenjagd durchgeführt, wir mußten mit Sack und Pack auf den Hof, die Pritschen wurden abgerissen, und alles wurde mit kochendem Wasser abgebrüht, um die Wanzen zu vernichten. Nachher wurden wir wieder hereingetrieben, aber erst eine strenge Untersuchung, daß niemand was von Eisen in die Zelle hereinbringen konnte. Unser Friseur Haron stand jetzt da und dachte:

- Jetzt ist meine Rasierklinge verloren.

Dieser Jude fand aber ganz schnell einen Ausweg. In unserer Zelle stand ein großer Ofen, wo innen eine zugelaufene Katze ein Nest hatte mit kleinen Kätzchen. Er hat diese Katze gefangen und das Rasiermesser dieser Katze unten am Bauch festgebunden, und als die Pritschen zusammengebrochen wurden, ist die Katze durchs Fenster weggelaufen auf den Hof. Als sie uns wieder hereingetrieben hatten und die Pritschen aufgebaut waren, kam auch wieder die Katze zurück zu ihren jungen Kätzchen. So bekam unser Friseur wieder sein Werkzeug, womit er sich manches Stück Brot verdient hat.

So haben wir vom Monat Juli 1938 bis zum 30. Oktober in diesem großen Gebäude unser Häftlingsleben verbracht. Am 30. Oktober spätabends kamen Männer in unsere Zelle herein, die von einer Liste sehr viele von uns vorlasen und sagten:

- Bereitet euch vor. Morgen geht ihr, die wir vorgelesen haben, in die Etappe!

Da war ich auch dabei. Dann sagten sie:

- Wer Freunde hat in der Stadt, kann uns die Adresse geben und schreiben; was ihr von warmer Winterkleidung nötig habt, werden wir euch bringen.

Ja, sie sagten noch, daß wir alle nach Norden in eine kalte Gegend verschickt werden. Ich hab auch meiner Freundin Bauer ihre Anschrift gegeben, mir haben sie aber nichts von Kleidung gebracht. Ich wollte auch keine Kleidung, ich wollte ihr nur das Zeichen geben, daß ich von Saratow weggeschickt werde. So mußte ich auch in der Sommerkleidung, wie ich war, als sie mich am 28. Mai verhaftet haben, von Saratow in die Etappe.

Am 3. November haben sie uns in eine andere große Scheune, wo schon viele Häftlinge sich befanden, gebracht. Hier hab ich meine Mitstudenten Reis Reinhold und Hoppe Martin getroffen. Diese Männer hat mir der Untersuchungsrichter einige Male bei dem Verhör erwähnt, daß wir an einer antisowjetischen Organisation beteiligt seien. Als ich Reis sah und mit ihm gesprochen hab, so sagte er:

- Lieber Kamerad Emanuel, ich hab unterschrieben, daß du ein Mitglied warst von unserer antisowjetischen Organisation, ich konnte es nicht mehr aushalten. So haben sie mich geschlagen, gepeinigt und gequält, bis ich diese Dummheit unterschrieben hab. Alles, was sie mir vorgeschrieben und verlangt haben.

Hier wurde es mir klar, warum mein Untersuchungsrichter mein Verhör so schnell beendet hat. Dieser Reis war einige Monate vor mir verhaftet worden. Wahrscheinlich bin ich noch in der Freiheit herumspaziert, und bei der Geheimpolizei lag der Befehl zu meiner Verhaftung schon längst auf dem Tisch.

So kam es auch heraus, als mir schon im Lager vorgelesen wurde, daß ich 10 Jahre Freiheitsentziehung bekommen hatte durch den Beschluß von der sogenannten besonderen Beratung. Hier haben sie mir vorgelesen, daß ich am 28. Mai verhaftet wurde. Jetzt weiter: Als sie uns alle in einem großen Raum versammelt hatten, haben sie abgewartet bis in die Nacht hinein, bis sie anfingen, uns zum Abtransportieren an den Güterbahnhof zu bringen. Wer Geld bei sich hatte, konnte sich Nahrungsmittel kaufen. Ich hab mir Zucker, Butter und Zwieback gekauft für meinen Geldrest, den ich in den Hosen versteckt hatte. So haben sie uns am 3. November 1938 zu 25-30 Häftlinge verladen auf Lastwaggons und mit strenger Bewachung zum Güterbahnhof gebracht. Am Güterbahnhof stand schon eine ganze Kolonne von leeren Viehwaggons. Da haben sie uns zu 48 Mann in diese Viehwaggons hereingejagt und die Tür verschlossen. Innen in diesen Waggons waren die Pritschen zu zwei Schichten vorbereitet.

Hier an dieser Station standen wir einen Tag und eine Nacht. Es kamen viele Verwandte, um nochmals zu sehen und verabschieden sich von ihren Vätern, Brüdern oder Söhnen durch ein kleines vergittertes Fensterchen mit Handwinken. Durch dieses kleine Fensterchen haben viele ihre verhafteten Verwandten das letzte Mal zu sehen bekommen. Hier kann man sich vorstellen, was an dieser Station für ein Jammer, Geschrei und Weinen war. Die Menschen standen alle so an 20 Meter von den Waggons entfernt, näher durfte niemand gehen. Da ging die Wache mit Flinten auf den Schultern entlang unserer Kolonne. Bei uns waren zwei bekannte Lehrer in dem Waggon, Obert und Scheit Adam, den letzten hab ich sehr gut gekannt, auch seine Frau, es waren Lehrer in Kukkus, in der Schule, wo ich lernte. Diesem Scheit seine Frau stand auch draußen unter der Menge und weinte, und Scheit stand hier, 20 Meter entfernt, eingesperrt in diesem Viehwaggon, - und weinte auch. So haben sie sich durch das vergitterte Fensterchen mit einem Handwinken verabschiedet, und die meisten auf immer. Ich konnte auf niemanden warten, von dem ich mich verabschieden könnte.

Gegen Abend ging unsere Kolonne los, aber wohin wußte niemand. Bevor die Kolonne losging, haben unsere Wachen sorgfältig jedes Brett mit einem hölzernen Stock beklopft, um sich zu vergewissern, daß von innen keine Vorbereitung getroffen sei, daß durch ein Loch die

Häftlinge entkommen können. So lange wir auf dem Weg waren, haben sie uns akkurat gefüttert mit einem halben Hering, etwas Brot und abgekochtem Wasser, und nicht alle Tage bekamen wir einige Eßlöffel voll Fischsuppe. Öfters wurde unsere Kolonne auf ein Abstellgleis geleitet, wo wir 28 bis 32 Stunden standen. Als wir an einer Station standen, es war gerade den 7. November, haben wir gehört, wie in der Freiheit die Jugend sich lustig machte mit Gesang, es spielte auch eine Harmonika. Es war doch gerade das große Oktoberfest, als das Volk die Freiheit bekommen hat. Wir saßen alle zusammen, waren alle still und horchten aufmerksam zu. Ein alter Mann lag in der Ecke und sagte laut:

- Ja, jetzt haben wir alle, so wie wir hier uns befinden, die Freiheit! Jetzt können wir alle ganz frei in dem sibirischen Urwald krepieren.

Ende November kamen wir im Mittelural an der Station Solikamsk an. Wir wurden alle aus den Waggons herausgetrieben und zu 4 Mann in Reihen geordnet und weggetrieben auf einen freien Platz. Wir wateten durch so an 50 Zentimeter tiefen Schnee auf diesem leeren Platz. Da stand ein großer Tisch, auf welchem unsere Formulare lagen. Hier haben unsere Begleiter uns dem Lagerleiter übergeben. Dann haben sie uns alle herausgerufen und uns vorgelesen, zu wieviel Jahren Freiheitsentzug wir verurteilt wurden. Jetzt hab ich das erste Mal zu hören bekommen, daß ich zu 10 Jahren verurteilt sei unter dem Paragraph 58, Punkt 10. Mein Mitstudent Reis R., der unterschrieben hatte, daß ich bei ihm ein Mitglied sei in einer ausgedachten antisowjetischen Organisation, bekam nur 5 Jahre Freiheitsentzug. Dann haben sie wieder das Fingerabdrucken, das uns schon bekannt war, durchgeführt und haben uns in eine große Scheune getrieben, die aus Bretter gebaut war. In unserer Kolonne waren 600 Mann, wir wurden hier hereingetrieben, wo schon überfüllt war mit Häftlinge. Unsere 600 Mann waren fast lauter junge Männer. Aus uns wollten sie gute Holzfäller machen.

Vor uns war eine Kolonne angekommen von Moskau, lauter gelehrte, alte Menschen. In dieser Scheune befand sich auch einer von den sogenannten Unterweltler, Bytowiki. Die Pritschen waren fast alle ruiniert und zusammengebrochen. Wo noch einige Bretter auf den obersten Pritschen vorhanden waren, saßen die Unterweltler - Spana und spielten fleißig Karten. Als wir hereinkamen und uns einer nach dem anderen drängte, in die hintere Ecke zu kommen, so war vor mir ein junger starker Mann, ein Häftling aus der Fliegerschule - Pilot aus Engels, sein Name war Masljukow, und hinter mir war ein alter Mann, gewesener Buchhalter von einer großen Mühle, die nahe an der Wolga stand in Saratow. Dieses alte Männchen hatte sein Hab und Gut in einem Sack auf dem Rücken. Als wir an den Unterweltlern vorbeigingen, kam einer schnell herbei und riß diesem Männchen sein Sack vom Rücken und zerrte ihn hoch zu seinen Kollegen, holte ein paar Stiefel hervor und fing an sie zu verspielen. Der alte Mann hat gebeten, sie sollten doch seine Sachen zurückgeben, aber sie spielten weiter.

Dieser Pilot schaute nicht lange diesem Ereignis zu. Er ging ganz dicht zu diesen Unterweltlern und sagte:

- Geben Sie bitte diesem Mann seine Sachen zurück.

Diese antworteten mit verschiedenen Schimpfwörtern, richtig russisch. Masljukow bat nochmals ganz in Gutem, aber die Antwort war dieselbe. Jetzt riß dieser Pilot ein Brett von einer Pritsche los, und so war er auch schon oben und haute nach rechts und links auf diese Jungen ein. Sie landeten auf dem Boden, wo ihnen unsere Männer noch manche Schläge und Fußtritte gaben, bis sie nicht mehr aufstehen konnten. Dann haben sie sie herausgezerrt durch die Tür und schleuderten sie nach verschiedenen Richtungen in den Schnee. Nachher kam der Kommandant und fragte, was los war. Unsere Jungen haben ihm alles klargemacht. Dann bedankte sich der Kommandant und sagte:

- Diese Unterweltler terrorisieren und bestehlen alle Neuankömmlinge, und wir können sie nicht wegbringen von hier. Wenn wir sie in die Etappe herausrufen, so melden sie sich nicht, und so treiben sie immer wieder ihre Sachen weiter.

Wir lagen ganz hinten in einer Ecke und lagerten unsere Sachen auf einen Haufen und stellten eine Wache auf, damit sie unser Hab und Gut nicht klauen sollten. Auf einmal in der Nacht kam eine schmutzige Hand unter der Pritsche hervor und wollte an unsere Sachen. Hier gab es Alarm, und alle unsere Kameraden waren schon auf den Beinen. Der Wächter hielt ihn

an der Hand fest, so haben wir ihn von unten herausgezerrt und so lange geschlagen, bis er bewußtlos war, und dann herausgeworfen auf den Schnee. Hier hab ich auch mitgemacht. Im Lager teilten sich die Häftlinge zu zwei Kategorien, wir waren die „58ziger" oder die sogenannten "Politischen", und die anderen, das waren die "Bytowiki, Unterweltler". Das war die erste Begegnung mit den Unterweltlern.

Am nächsten Tag haben sie uns alle herausgerufen, wo von unseren Männern waren, das heißt von Saratow. Wieder wurden wir alle überprüft, die Personalien festgestellt. Unsere Sachen sollten wir auf einen Haufen legen, denn wir sollten zu Fuß weitergetrieben werden, die Sachen wollten sie uns nachbringen. So bringen sie unsere Sachen bis heute noch. Ich hab auch etwas dazu gelegt, aber meine von Kamelswolle gesteppte Decke hab ich nicht abgegeben, hab sie mir umgehängt, weil ich einen Sommermantel anhatte. Es war so an 40°C Kälte auf der Straße. Ich war so gekleidet, als sie mich im Mai Monat verhaftet hatten, in Sommerkleidung, Sommerschuhen. Wir wurden immer wieder gezählt, daß doch von uns niemand verlorenging oder abhauen könnte. Wir mußten alle tanzen, um die Füße zu wärmen, so haben wir gefroren. Wir bekamen eine Instruktion, bevor wir antreten sollten, sie lautete: Ein Schritt nach rechts oder nach links wird bezeichnet als Flucht, und es wird geschossen ohne Warnung. So haben sie uns begleitet mit Hunden und Flinten, von hinten, vorne und beiden Seiten.

So haben sie uns 25 Kilometer getrieben, bevor wir in ein kleines Dörfchen kamen. Hier hat man uns in allen Wohnungen verteilt. Wir wurden so eng aneinander hereingetrieben, daß wir nur stehen oder sitzen konnten. Am nächsten Morgen wieder herausgetrieben, einige Male nachgezählt und wieder das alte Gebet: "Ein Schritt nach rechts oder nach links wird bezeichnet als Flucht, und es wird geschossen ohne Warnung!" Aber an den Füßen haben wir gefroren, daß man nicht stillstehen konnte. So wurden wir wieder 25 Kilometer weitergetrieben, als wir in einen Lagerpunkt, der noch nicht besetzt war mit Häftlingen, hereingetrieben wurden. Hier bekamen wir das erste Mal eine Suppe - Balanda, die war gekocht aus Fischköpfen. Die Baracken waren nicht geheizt, kalt und die Wände alles naß. Ich und noch zwei Kameraden haben uns auf eine Pritsche gelegt und mit meiner gesteppten Decke zugedeckt. Jetzt sagten meine Kameraden:

- Du warst aber schlau, hast deine warme Decke mitgenommen, aber wir haben alles hingeschmissen, und schwerlich bekommen wir es wieder.

Am nächsten Morgen konnten wir vor Schmerzen in den Füßen fast nicht laufen, nach 6 Monaten, wo wir im Gefängnis ohne Bewegung saßen. Wir mußten aber wieder heraus und weiter. Es ging wieder durch den Wald, so an die 25 Kilometer. Wir Jungen sind noch einigermaßen gelaufen, aber die älteren Menschen konnten schon fast nicht mehr gehen, sie waren ganz erschöpft. Jetzt haben sich die Wachen über die alten Menschen lustig gemacht. Sie haben zuerst die Hunde auf die Leute gehetzt, haben die armen Menschen mit Füßen getreten, mit ihren Gewehranschlägen gestoßen und geschlagen. Wenn die Menschen gar nicht mehr laufen konnten, mußten wir junge Männer zurück und diese Leute fast auf den Armen tragen. So haben wir doch endlich die nächste Haltestellung erreicht. Jetzt kamen wir in ein Dorf, an eine Kirche. Hier haben sie uns hereingetrieben, wo schon vierstöckige Pritschen vorbereitet waren. Natürlich wollten alle auf die obersten Pritschen, wo es wärmer sein sollte. In der Kirche war kein Ofen. Es war kalt, wie auf der Straße. Es sammelten sich immer mehr Leute oben auf dem dritten Stock. Spät in der Nacht brachten die Pritschen zusammen, es gab ein Geschrei und Gejammer in der Kirche, so daß die Wache erschrocken war. Sie schossen in die Luft, damit Hilfe kommen sollte. Es gab aber keine Toten, nur einige Verletzte.

Am 4. Morgen wieder weiter. Vorher aber mußten wir alle stehen im Schnee, bis sie uns einige Male gezählt hatten und wieder die Predigt mit der Warnung wegen Flucht vorgelesen hatten. Ich dachte, ich würde meine Füße in diesen Sommerschuhen abfrieren. Uns wurde eröffnet, daß die nächste Haltestellung die letzte sei. Aber diese letzten 25 Kilometer waren für uns die schwerste Strecke, wir dachten, sie hätten kein Ende. Die älteren Männer konnten überhaupt nicht mehr laufen, wir haben sie anfangs schleppen müssen. Die Wache wurde ganz wild. Sie wurden solange mißhandelt, bis sie im Schnee lagen und um Hilfe schrien. Dann ist einer von der Wache vorausgeritten und kam mit einigen Schlitten zurück, auf die wir die schwachen alten Menschen verluden und hinter unserer Kolonne bis ans Ziel gebracht haben.

Wir kamen an einem O.L.P. (Bulatowaja) an, es war eine Abteilung von dem großen Usollag. Sie haben uns jetzt wieder geordnet in Reihen, manche saßen, manche, die nicht stehen konnten, lagen im Schnee. Jetzt haben sie alle Schwachen abgesondert. Ich dachte, diese Menschen kommen doch gewiß auf solch eine Stelle, wo es leichter sei, als wo die starken jungen Menschen hinkommen. So hab ich mir meine warme Decke über den Kopf gezogen. Da kam einer und hat mich auch zu den Schwachen abgesondert. Meine Kameraden riefen mir zu:

- Wo willst du denn hin?! Komm zurück zu uns!

So hab ich mich von meinen besten Kameraden verabschiedet, und wir wurden in die Zone nicht hereingelassen, aber weitergetrieben, sie sagten noch 8 Kilometer. Diese 8 km sind wir gelaufen so an 10 Stunden. Dieser letzte Abschnitt von unserem Weg war ein Pilgerweg. Auf dieser Strecke lagen die armen Menschen im Schnee und konnten nicht mehr weitergehen. Hier haben sich wieder Wache ganz lustig gemacht. Sie schrien: Wenn ihr nur krepieren möchtet, ihr Vaterlandverbrecher, Kontriki, Hunde, Simulanten u.s.w. So sind sie wieder vorausgeritten und haben Schlittenfuhrwerke herbeigeholt und alle liegenden Häftlinge verladen und auch ans Ziel gebracht. Dies war eine kleine Lagerabteilung, Wilwa, hier waren vor unserer Ankunft Sträflinge untergebracht, es war eine Strafabteilung. Hier gab es keine Baracken, nur Zelte, innen waren nur einige Pritschen, die meisten Häftlinge mußten auf der kalten Erde liegen. Unser Proviant war 600 Gramm Brot und gekochtes Wasser.

Am nächsten Morgen bekamen wir unser 600 Gramm Brot, Balanda und wieder gekochtes Wasser. Dann haben sie uns herausgetrieben zum Tor und haben uns vorgelesen und bekanntgemacht, was für eine Arbeit wir verrichten sollen. Wir sollten die Oberäste vom Baumfällen abbrennen. Bis wir wieder hier einige Male gezählt wurden, standen wir alle im Schnee eine halbe Stunde, ich konnte es vor Schmerzen nicht mehr aushalten, so hab ich an den Füßen gefroren. Ich stand in der hintersten Reihe, so bin ich schnell weggelaufen zurück in das Zelt. Nachdem wir schon alle draußen waren aus der Zone und das Tor verschlossen war, gab es die sogenannte Kontrolle, wobei die Lagerobrigkeit: Lagerpunktchef, Auftragsleiter, Erzieher, Kommandant und Arzt alle Zelte durchgingen und nach Zurückgebliebenen schauten.

- Schaut, was ich an den Füßen hab, - sagte ich, - solange wir am Tor standen hab ich fast meine Füße abgefroren, so geht es nicht.

Jetzt ging es los mich zu beschimpfen mit allen Schimpfwörtern, die es nur in dem russischen Lexikon gibt. Dann sagte der Erzieher:

- Komm mit, ich werde dir Fußzeug geben.

So gingen wir zu seinem, vom allgemeinen Zelt abgeteilten Zimmerchen, und er gab mir Fußlappen und aus der Kleiderkammer Bastschuhe, die so an 50 cm lang waren. Als ich sie anzog und von oben herunter nach meinen Füßen schaute, dachte ich: "Jetzt sehe ich wie ein richtiger Russe aus". Ich hatte im Traum nicht gedacht, daß ich in meinem Leben in solch einem Fußwerk laufen müßte. An nächsten Tag hat mich der Auftragsleiter zu einer Baubrigade gebracht, die in der Zone arbeitete. An diesem Tag hat die Brigade gerade eine Ambulanz renoviert. Dieses Gebäude war aus Schwartenbrettern gebaut, und wir haben das Gebäude noch einmal umgestellt mit Schwartenbretten und den Zwischenraum ausgefüllt mit Moos. Ich machte mich auch mit dem Arzt bekannt, der in diesem Gebäude arbeitete. Er hat mich am Mittag auch mit einer guten Suppe gefüttert. Dieser Mann war ein Lette. Ich dachte, wenn ich mich auf solch eine Arbeit schaffen könnte, da wäre ich erlöst.

Am nächsten Morgen, als alle wieder herausgetrieben wurden in Wald zur Arbeit, da blieb ich im Zelt zurück. Danach hat wieder die Lagerobrigkeit alle Zelte durchsucht, um die Arbeitsverweigerer herauszufinden. So kamen sie auch zu mir und fragten:

- Warum bist du wieder zurückgeblieben?

- Ich arbeite doch in der Baubrigade.

- Was bist du für ein Baumeister?

Jetzt sagte der Lagerpunktchef:

- Laßt ihn heute noch einmal in der Zone, aber morgen daß du in Wald auf Arbeit gehst.

In der Nacht, als wir nach dem Abendessen schön warm aneinandergepreßt lagen und schliefen, kam der Kommandant und schrie:

- Aufstehen und mit Sack und Pack an das Wachtor!

So haben sie uns herausgetrieben in einem Gänsemarsch, auf einem schmalen Fußweg durch den Wald, auf eine andere Lagerabteilung Nr. 17, die von Wilwa 8 km entfernt war. Mich und noch einige Häftlinge haben sie in einer Trockenkammer untergebracht. In dieser Kammer haben sie die Kleidung getrocknet, welche tagsüber auf Arbeit im Wald im Schnee naß wurde. Dies war ein großes Zimmer, in dem in der Mitte ein großer, aus Eisenblech eingebauter Ofen stand. Dieser Ofen wurde so lange angeheizt, bis er ganz rot wurde. Wir haben uns nackt ausgezogen und auf den Boden niedergelegt.

Am nächsten Morgen mußten wir ins Bad. Danach haben sie uns schnell zum Tor getrieben auf Arbeit. Ich kam in eine Holzfällerbrigade, in der der Leiter war namens Fischer. Aus uns wollte er gute Holzfäller auslernen. Wir in dieser Fischer's Brigade waren doch lauter intelligente Menschen, die in ihrem Leben noch kein Beil oder Säge in der Hand hatten. Am ersten Tag haben wir nur so viel trockene Bäume gefällt, um einen großen Scheiterhaufen zu unterhalten und daß er immer gut brannte, wann wir rundherum saßen und uns gut durchwärmen konnten. So ging es 3 Tage. Wir bekamen unsere 600 g Brot, das war der Garantiepajok. Am 4. Tag bekamen wir das Brot für die Kubikmeter Holz, was wir am ersten Tag fertigstellten, ausarbeiteten. Am Abend, als wir von der Arbeit zurückkamen und das Brot erhalten haben, bekamen wir alle in der Brigade Fischer 300 g. So haben wir einige Tage gearbeitet und am Abend bekamen unsere 300 g Brot. Ich dachte: Wenn es so weitergeht, bin ich dran.

Als wir an unserem Scheiterhaufen saßen nach Paar Tagen, kam zu uns ein Mann auf einem schönen Pferd zugeritten und fragte:

- Wer kommt mit mir, nur zwei Mann, um die Stämme aufladen zu helfen bei meinen Männern? Die fahren das Holz aus dem Wald mit Pferden an den Stappel heraus.

Neben mir saß schon ein älterer Mann Rudy, ich sagte:

- Komm, wollen wir es mal probieren.

Als wir dort hinkamen, so waren es 15 Männer mit 15 Pferden und 15 Vorderstellen von den Wagen. Wir mußten die Holzstämme aus dem Schnee befreien und helfen diese aufzuladen. Wir haben bis zur Mittagspause so gut, wie wir konnten, gearbeitet. Danach wurde die Kraft immer weniger und weniger. Auf einmal sagte Rudy:

- Ich kann nicht mehr helfen.

So haben wir uns auf einen Baumstumpf gesetzt und gewartet, bis die Fuhrmänner zurück sind. In dieser Zeit ritt ein junger starker Mann direkt auf uns zu.

- Warum habt ihr keine Holzstämme zum Aufladen vorbereitet? - hat er geschimpft und mit der Peitsche vor uns gewedelt. Ich dachte, er haue uns einige hin.

Zum Glück kam der Brigadier dazugeritten, dieser "Held" war schon weg, und fragte:

- Was wollte dieser Junge von euch?

Ich hab ganz offen gestanden, daß wir einige Tage auf 300 g Pajok saßen und keine Kraft mehr haben, solch eine Arbeit zu machen. Dann sagte er:

- Ihr werdet hier arbeiten bei mir in der Brigade.

Er jagte diesem "Held" nach und schlug ihm einige Male über den Kopf und Rücken. Dann kam er wieder zurück und sagte:

- Soviel, wie ihr könnt und Kraft habt, arbeitet! Und wenn ihr müde seid, setzt euch und ruht aus. Aber dieser "Held" hat wahrscheinlich vergessen, als er aus dem Gefängnis zu mir in die Brigade kam, war er wie ein Distrophiker.

Solch einen Mensch, wie dieser Brigadier, kann man nicht vergessen. Sein Name war Gurtschenko, ein Ukrainer.

Am 3. Tag, als wir am Abend das Brot erhielten, aber immer noch in der Fischer's Brigade, hat man vorgelesen, daß alle Mitglieder von der Brigade 300 Gramm Brot erhalten, aber ich und Rudy - 1.100 Gramm. So haben wir uns schnell erholt und kamen auf die "Rote Tafel" als beste Arbeiter in der Brigade Gurtschenko.

Ich wurde aber diese Arbeit auch satt, weil man den ganzen Tag im Schnee herumstürzen mußte und bis Abend naß war bis an den Nabel. Ich wurde schon mit anderen Brigadieren und Vorarbeitern bekannt. Einmal fragte ich einen Brigadier, der mit seinen Arbeitern das Holz an den Fluß brachte und dort gestappelt habe, ob ich nicht zu ihm in seine Brigade übergehen könnte? Er sagte, daß er das engagieren konnte. Am nächsten Morgen, bevor wir herausgetrieben wurden, kam er zu mir in die Baracke und sagte:

- Heute gehst du mit meiner Brigade arbeiten.

Dieser Mann war auch ein Ukrainer, namens Kriwenko. Seine Brigade war aufgeteilt in Glieder. So kam ich in ein Glied, wo fast alle Usbeken waren. Der Führer war ein großer starker Mann, sein Name war Rustamow. Mit diesen Jungen hab ich mich schnell befreundet, und da haben wir sehr gut in Eintracht gearbeitet. Diese Usbeken hatten als gute Arbeiter ihr eigenes Zimmer und bekamen von Zuhause sehr oft Pakete mit Lebensmittel. Ich wohnte in der allgemeinen Baracke. Wenn sie ein Paket bekamen, so kamen sie immer in unsere Baracke und riefen mit einem usbekischen Akzent:

- Johannes, komm zu uns Tee trinken.

Hier war die Arbeit auch schwer, man war aber bis zum Abend trocken.

Wie kam ich von der allgemeinen Arbeit an die Medizin?

Mein Nachbar auf der oberen Pritsche war auch von Saratow. Es war ein alter Mann namens Wagner. Dieser Mann war öfters krank, wobei er ständig die Ambulanz besuchte. Als er an einem Abend von der Ambulanz kam und sagte zu mir so ernst:

- Emanuel, du bist doch fast ein Arzt, du könntest doch besser arbeiten, als dieser Feldscher in unserer Ambulanz. Komm doch morgen mit und schau dir mal an, wie dieser Mann dort arbeitet.

Wir gingen hin, wo in einem großen Zimmer dieser "Mediziner" die Kranken empfangen hat. Ich schaute mir diesen Mann an, er stand in einem schmutzigen, zerrissenen weißen Kittel da, wie ein Fleischer. Auf einer langen Bank saßen eine ganze Reihe Männer und hielten ihre Füße in große Schüsseln, in denen sich eine Lösung aus Mangan befand. Ich schaute diesem Mediziner zu, was er mit den Männern weitermachen will. Diese Männer hatten sich alle die Zehen an den Füßen auf der Arbeit im Wald abgefroren. Die meisten Zehen waren schon ganz schwarz und trocken - abgestorben. So hat er sie aufgeweicht und dann mit einer Zange abgeschnitten oder abgeknipst. Wir kamen zurück und haben uns zur Nachtruhe vorbereitet, dann fragte mein Nachbar:

- Wie denkst du, könntest du so arbeiten in der Ambulanz?

- So kann ich bestimmt nicht arbeiten, - sagte ich, - aber anders kann ich; so wie ich in der Hochschule gelernt habe.

Als ich am nächsten Tag auf der Arbeit meinen Kameraden erzählt hab, daß ich im Plan hab einen Antrag zu stellen, eine Arbeit zu bekommen, wo ich mein Wissen anwenden könnte, so haben sie gesagt:

- Da kommt nichts heraus.

- Ich werde es mal probieren, vielleicht klappt es ja, - sagte ich.

Als ich am Abend nach Hause kam, sagte Wagner, daß wir einen Antrag anfertigen sollen. Jetzt hatten wir aber kein Papier, einen Bleistift hatten wir doch. So haben wir von einem Häftling eine Rinde von einer Birke geborgt. Es war gerade Montag.

- Gib diesen Antrag heute nicht ab, - sagte Wagner, - der Montag ist kein glücklicher Tag; gib den Antrag am Dienstag ab.

Am Dienstag ging ich zum Lagerpunktchef namens Tschernyschow. Es war auch ein ehemaliger Häftling, jetzt war er schon ein freigelassener Bürger. Er sagte:

- Ich übergebe dein Schreiben weiter in die Hauptverwaltung nach Solikamsk.

Ich arbeitete immer fleißig mit meinen usbeker Kameraden, so ungefähr noch einen Monat. Auf einmal kam spät am Abend unser Arbeitsleiter in unsere Baracke und rief:

- Johannes, komm mit mir in die rote Ecke.

Ich war erschrocken, dachte was da wieder los sei. So spät in die rote Ecke alleinig zu kommen, das ist verdächtig. Als ich die Tür öffnete, sah ich hinter einem langen Tisch sitzen fast alle unsere Lagerobrigkeit: Lagerpunktchef, Auftragsleiter, Erzieher, Kommandant, auch ein Vertreter von der 3. Abteilung (Geheimpolizei), und ganz in der Mitte saß eine Frau in einem weißen Fellpelz, die mir unbekannt war.

Sie fragten mich nach meinem Familiennamen, dann, wo ich vor der Verhaftung lernte und wo ich gegenwärtig arbeitete u.s.w. Dann fing diese Frau an, mir verschiedene Fragen zu stellen und immer wieder aus der Medizin. Ich hab ihr alle Fragen beantwortet, denn diese Fragen waren mir sehr gut bekannt. Dann drehte die Frau ihren Kopf zu unserem Lagerchef und sagte sehr leise, ich konnte es aber gut vernehmen:

- Dieser Mann ist gut beschlagen in der Medizin, das heißt theoretisch, ihn kann man als Mediziner bei euch auf der 17. Lagerabteilung anstellen.

Als ich das hörte, wurde mir klar, daß ich jetzt in der Zone arbeiten kann und brauche nicht mehr im Wald auf der allgemeinen Arbeit zu arbeiten. Ich ging zurück in meine Baracke und sagte meinem Kollegen Wagner:

- Jetzt bin ich gerettet, wenn ich glücklich angestellt werde in der Ambulanz.

- Das ist auch für mich sehr gut, - sagte Wagner.

Er wußte, daß ein Mediziner im Lager eine große Rolle spielt über das Schicksal zum Überleben der Häftlinge.

Am nächsten Morgen, vordem, daß alle Häftlinge herausgetrieben wurden, kam der Auftragsleiter zu uns in die Baracke und schrie:

- Johannes bleibt heute in der Zone und kommt, nachdem alle aus der Zone auf Arbeit sind, zum Lagerchef in sein Kabinett.

Als ich zu diesem Chef in sein Kabinett kam, zeigte er mir einen weichen Sessel und sagte:

- Ich gratuliere dir zu der Bestimmung als Arztgehilfe in unserer Ambulanz.

Dann kam er ganz nahe zu mir und sagte:

- Ich hab eine große Bitte an dich. In den nächsten Tagen erwarten wir aus Moskau eine große autoritätsvolle Kommission. Sie wollen prüfen den Sanitätszustand bei uns im Lager. Die Häftlinge sind verlaust, hauptsächlich in der 4. Baracke. Und die Wanzen haben sich auch sehr stark verbreitet. Ich bitte dich, hilf mir aus dieser Patsche. Ich stelle dich zeitweilig als Leiter von Bad und Wäscherei ein, der ehemalige Leiter hat seine Strafe abgesessen, es war ein Tatar Charaulin, wird freigelassen und fährt übermorgen nach Hause. Wenn dies dir gelingt, mit der Vernichtung der Wanzen und Läuse, so wirst du als Gehilfsarzt in der Ambulanz arbeiten.

Ich hab mir einige Männer, einen Schlitten mit 2 Pferden geben lassen, um die Kleidung und Lumpen herauszufahren in die sogenannte Hitzkammer, wo die Klamotten durch Hitze desinfiziert wurden. Die Pritschen haben wir mit kochendem Wasser übergossen, damit alle

Wanzen krepieren. Am Abend, als die Häftlinge von der Arbeit kamen, haben wir diese Einwohner von dieser Baracke in die Zone durchs Bad gehen lassen, wo sie geschoren wurden auf allen Stellen, wo nur bei den Menschen Haare wachsen, und dann ließen wir sie in die Baracken zurückkehren. So hab ich alle 8 Baracken 2 Mal bearbeitet mit meinen Gehilfen. Nach meiner Arbeit gab es eine örtliche Kommission, wo meine Arbeit abschätzen sollte. Es wurde eine gründliche Kontrolle durchgeführt. Am Abend rief mich der Lagerchef zu sich, bedankte sich und sagte:

- Von morgen an, das heißt vom 20. März an, hast du das Recht als Gehilfsarzt mit dem Arzt Jaswinski (ein Lette) zu arbeiten.

Am nächsten Morgen ging ich in die Ambulanz und stellte mich diesem Arzt vor, er sagte:

- Ich weiß schon Bescheid, es ist sehr gut, daß ich endlich einmal einen Gehilfen bekomme.

Er arbeitete alleinig mit noch einer alten Putzfrau. Dann sagte er:

- Geh ins Nebenzimmer, und nach der Sprechstunde werden wir uns näher bekanntmachen.

In dieser Zeit brachte die Putzfrau das Mittagessen aus der Küche. Sie stellte das Essen auf den Tisch und sagte:

- Essen Sie, und ich gehe zum Arzt hinüber.

Ich schaute mir diesen Topf mit einer Nudelsuppe und den Haferbrei an und dachte:

- Für mich ist das aber eine schöne Portion.

Mir hat das Essen gut geschmeckt, so hab ich alles, was diese Frau gebracht hat, aufgegessen. Nach der Sprechstunde kam der Arzt zu mir ins Zimmer und schaute in diesen Topf, und da war er ganz leer. Er sagte aber nichts und ging an sein Schränkchen. Nahm sich einen Zwieback und machte sich Tee dazu, um seinen Hunger zu stillen.

Später, nach einer Woche, sprachen wir, wie schwer die Häftlinge an Hunger leiden müssen.

- Hier, - sagte er, - du warst auch ziemlich ausgehungert, als du zu uns kamst.

- Warum? - fragte ich.

- Als die Putzfrau das erste Mal für uns alle drei das Essen brachte, hast du alle drei Portionen aufgegessen.

Wir lachten uns aus, als ich sagte, ich hatte mich jemals etwas verfehlt. Ich dachte damals, das wäre nur eine Portion für mich alleinig.

Dieser Arzt führte mich ins Krankenhaus, wo 10 kranke Männer lagen, und hat mich examiniert. Ich mußte all diese 10 Männer untersuchen und die richtige Diagnose feststellen. Das war für mich kein großes Problem. Dann sagte er mir:

- Deine Arbeit ist: Dreimal am Tag die Küche besuchen und das Essen vor der Herausgabe kontrollieren und in dem Journal abmerken, wie gut die Speise vorbereitet ist.

Ich dachte, für mich ist das keine schlechte Arbeit.

- Zweitens, - sagte er, - mußt du nachsehen, daß in allen Baracken jeden Tag die Dielen gewaschen sein müssen und daß bis zum Abend gekochtes Wasser in den Ständern vorbereitet ist, und so weiter.

So hab ich 2 Monate gearbeitet mit diesem Arzt. Selten brauchte ich selbstständig die Sprechstunde zu machen. Nur manchmal abends.

Kurz vordem, daß ein Befehl kam, daß alle Häftlinge von der 17. Lagerabteilung auf andere Abteilungen verteilt werden und die 17. Lagerabteilung geschlossen wird, bekamen wir einen neuen Arzt. Dies war ein Arzt von Moskau, sein Name war Bronstein, ein Jude. Dieser

Mann war ein sehr großer Faulenzer, er lag immer auf dem Bauch und las Bücher und rauchte seine Pfeife. Hier mußte ich in den letzten Tagen die ganze Arbeit alleinig machen. Wir wurden von der letzten Lagerabteilung nach O.L.P., das heißt auf die Hauptabteilung, sogenannte "Bulatowaja", weggetrieben. Hier mußten wir alle zur allgemeinen Arbeit gehen, so an 4 km, wo wir Schiffe ausladen mußten, die mit Nahrungsmittel beladen waren. Das war eine verflucht schwere Arbeit. Man müsse Mehlsäcke von 80 Kilo auf dem Rücken an einem steilen Ufer im Sand auf den Berg bringen in ein großes Lager. Nicht weit von diesen Schiffen war eine andere Lagerabteilung, "Beresjewa". Wir arbeiteten bis in die späte Nacht. Nach der Arbeit haben sie uns in diese Lagerabteilung eingesperrt. Auf dieser Lagerabteilung arbeitete ein anderer Arzt, auch von Moskau, Epstein Isak. Sein Gehilfe war Stroma, auch ein Student von unserem Institut. Dieser Epstein sagte:

- Ich werde euch herausholen von der allgemeinen Arbeit.

Wir kamen dann wieder zurück nach "Bulatowaja", wo ich eine Zeit bei Professor Beresnew gearbeitet hab. Dieser Professor schrieb eine wissenschaftliche Arbeit von der Krankheit Pellagra. Jetzt kam so unverhofft ein Befehl, daß ich und Bronstein abkommandiert werden sollen nach "Beresjewa", wo Epstein gearbeitet hat. Als wir hinkamen, da hat uns Epstein empfangen und lachte von weitem. Er sagte:

- Das hab ich so weit gebracht, daß sie euch beide zu uns kommandierten. Ich sagte, daß sie Fleisch gebracht haben, daß infiziert sein sollte. Und die Häftlinge haben das gegessen, und jetzt müssen alle gegen diese Infektionskrankheit prophylaktische Impfungen bekommen; sonst kann es eine Massensterblichkeit geben.

Dies war nur so abgesprochen, damit Epstein uns herausholen konnte von der allgemeinen Arbeit. Wir haben keine prophylaktischen Impfungen gemacht - wir haben uns in der Ambulanz ganz schön eingerichtet.

In dieser Zeit wurde der Stoma frei, fuhr nach Saratow und lernte weiter im Institut in Saratow. Mich haben sie auf seiner Stelle angestellt als Gehilfe bei Epstein. In diesem Jahre 1939 wurden sehr viele Häftlinge frei. Eines Tages kam ich von der Arbeit, und als ich durch die Zone ging, begegnete ich dem Auftragserteiler, und so rief er mir zu:

- Johannes, du wirst freigelassen!

Ich ging in die Ambulanz. Auf dem Weg dorthin begegnete ich dem Chefarzt. Er umarmte mich und sagte:

- Emanuel, du wirst frei!

- Von wo wissen Sie, daß ich freigelassen wurde? - fragte ich ihn.

- Ich hab heute mit unserer Leiterin von der Sanitätsabteilung Muratowa telefoniert, als sie mir mitteilte: Johannes wird entlassen auf die Freiheit, und an seine Stelle schicken wir Georgijewsky.

Ich konnte vor Freude nicht schlafen, nicht essen und auch nicht arbeiten. So hab ich einen Tag gewartet, daß sie mich herausrufen zur Befreiung. Zwei Tage, drei Tage, und so wurde alles still. Dies waren in meinem Leben die schwersten Tage, die ich überlebt habe. So wurde in dieser Zeit von unserer Lagerabteilung niemand mehr befreit. Mein Bruder Philipp, der in einem anderen Lager sich befand, kam in jener Zeit frei. Von meiner lieben verlassenen Mutter bekam ich sehr selten Briefe. In einem Brief schrieb sie mir, daß sie von meinen Brüdern Theodor und Philipp Briefe bekommen hat, aber von meinem Vater bis jetzt keine einzige Nachricht. Ich dachte immer: "Vielleicht steckt mein Vater hier in unserem Lager". So hab ich ein Gesuch geschrieben nach Moskau, in den sogenannten G.U.L.A.G., das heißt: in die Hauptverwaltung von allen Lagern des großen Sowjetstaates. Nach einem Monat wurde ich herausgerufen in die dritte Abteilung - Geheimdienst. Hier haben sie mich gefragt, ob ich ein Gesuch geschrieben hätte nach Moskau wegen meinem Vater. Ich sagte, ja. Dieser Mann zog ein Papier hervor, ohne das er mir ins Gesicht schaute, und sagte:

- Dein Vater Philipp Johannes wurde verurteilt zu zehn Jahren Freiheitsentzug, ohne Erlaubnis zum Wiedersehen und so auch der Briefwechselverbot.

Ich hab mir immer die Frage gestellt: "Wo könnte mein Vater stecken?" So wie es sich dann später herausstellte, war dies der erste Betrug wegen dem Aufenthalt meines Vaters. So arbeitete ich noch eine Zeit mit dem Arzt Epstein.

Im Jahre 1940 wurde ich auf eine andere Lagerabteiiung überführt, diesmal schon als Leiter einer Ambulanz von Kotomysch. Dort war vorher ein alter Pole als Leiter angestellt. Aber als ich hin auf diese Lagerabteilung kam, haben sie mich als Leiter angestellt und diesen Polen Skatschkowsky zu meinem Gehilfen. Seine Arbeit war es: Sich mit dem Sanitätsbeutel im Wald bei den Arbeitern aufzuhalten; im Falle, wenn jemand sich verletzt, die erste Hilfe zu erweisen. So arbeiteten wir einige Monate zu zweit. Dieser Pole war aber mit seiner Stelle nicht zufrieden. Er wollte doch wieder als Leiter in die Ambulanz. So fing dieser Skatschkowsky bei der Arbeit, unter den Arbeitern im Wald an, eine starke Agitation gegen mich zu führen. Er hat auch mit den Unterweltlern, Spana, Mördern in einem Spiel gegen mich gespielt. Zu mir kamen öfters von den sogenannten "Achtundfünfzigern" und sagten:

- Philippowitsch, gegen dich wird bei der Arbeit im Wald eine große Agitation getrieben. Er sagt immer, dieser "Fritz" hat Angst, viele Holzfäller von der Arbeit zu befreien. Wenn ich auf seiner Stelle arbeiten könnte, so würde ich mehr befreien von der Arbeit.

Dieser Pole hat mir noch viele Dummheiten zugeschrieben. Als mir es zu toll kam, rief ich meinen Chef an und hab ihm alles klargelegt. Er sagte mir:

- In den nächsten Tagen komme ich vorbei und werde alles regeln.

Richtig, nach einigen Tagen kam mein Chef mit noch einigen Ärzten und haben meine Arbeit kontrolliert. Nach dieser Kontrolle haben sie auch den Skatschkowsky herausgefunden und einige Zeuge, wo und wann er gegen mich sich auf der Arbeit unter den Arbeitern ausgesprochen hat. Nach diesem Gespräch sagte mein Chef:

- Genosse Skatschkowsky, von Morgen an bist du kein Mediziner mehr, sondern ein Holzfäller.

Später wurde dieser "Held" auf eine andere Lagerabteilung überführt, wo er auch nach einer kurzen Zeit an Unterernährung starb.

So gab es öfters Momente, wo mein Leben auf dem Spiel stand. Ich wurde auch öfters von den Unterweltlern, das heißt von den Halsabschneidern, Mördern, die mein Kopf beim Kartenspiel verspielt haben, gequält. Ich kam aber immer wieder glücklich davon, ich muß sagen, ich war ein Glückspilz. Ich hatte wahrscheinlich einen Schutzengel, der mich beschützt hat. Man hatte doch immer Hoffnung, daß man doch endlich einmal aus diesem Hexenkessel herauskommt. So war es im Lager, ein Kampf um sein armes Leben.

Das Lagerleben nach dem Anfang des Krieges

Am 22. Juni 1941, am Morgen, kam ich zur Wache. Ich wollte herausgehen aus der Zone zu einem Kranken von den Zivilisten. Ich hatte ja eine Durchlaßbescheinigung, daß ich zu beliebiger Zeit aus der Zone gehen konnte. Da schrie mich der Wächter an: "Zurück, niemand darf die Zone verlassen". Dann hat man alle Häftlinge, die schon im Wald bei der Arbeit waren, zurückgelassen in die Zone. Wir fragten uns untereinander: "Was ist los?" Am 23. Juni wurden wir es erst gewahr, daß ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland ausgebrochen ist. Jetzt wurden wir sehr streng bewacht, und überhaupt, wir wurden sehr grob behandelt.

Anfang des Jahres 1942 wurde ich wieder auf eine andere Lagerabteilung überführt. Als ich dort einige Zeit arbeitete, kamen Neuankömmlinge an, wo ich bei der Übernahme dabeisein mußte. Als wir sie in der Vorstube versammelten, so schaute ich mir alle an, und so war ja auch mein Lehrer dabei vom medizinischen Institut, er trug uns das Fach Leninismus und Marxismus vor, sein Name war Ris Adolf. Ich ging zu ihm und schaute ihn an und fragte ihn: "Sie sind doch Ris Adolf?" "Ja, genau, das bin ich." Er dachte etwas nach, und dann sagte er: "Du bist doch Johannes, ein Student von der deutschen Abteilung vom medizinischen Institut bei Saratow?" Ich sagte: "Genau so". Er war sehr abgemagert. Ich hab ihn öfters bei mir in der Ambulanz

gefüttert und von der Arbeit befreit. Es hat sich ganz schön nach einigen Wochen erholt. Er kam aber wieder von uns weg auf eine andere Lagerabteilung, wo er auch gestorben ist. Dieser Ris A.H. war ein sehr großer starker Mann. Hier möchte ich aus eigener Erfahrung hinzufügen, daß zuerst die großen, starken Männer zugrunde gingen und an zweiter Stelle die Raucher, denn die Raucher haben oft das letzte Stückchen Brot für Tabak ausgetauscht.

Im Frühling wurde unsere Lagerabteilung wieder aufgelöst. Ich kam auf eine sehr schlechte Lagerabteilung, wo fast alle Häftlinge mit Unterernährung waren, die sogenannten Dystrophiker. Die meisten waren so schwach, daß sie nicht in den Wald zur Arbeit gehen konnten. Die, wo noch laufen konnten, mußten so an 8 km laufen im Wald und Bäume fällen. Der Chef von dieser Abteilung war ein Invalide von der Front, ein nicht sehr guter Mann. Er hatte kein Mitleid mit den armen Häftlingen. Manchmal kamen die armen Häftlinge spät am Abend ganz erschöpft, müde zurück von der Arbeit. Sie wurden empfangen vor der Zone, und da wurde der Brigadier gefragt: "Habt ihr euren Plan erfüllt, wo wir euch gegeben hatten?" Wenn einige Kubikmeter nicht erfüllt waren, so mußte die ganze Brigade wieder die 8 km zurück in den Wald und den Rest von dem Plan erfüllen. Manche haben geweint und gebeten, sie sollten sie doch nicht in den Wald zurückschicken. Sie mußten aber zurück in den Wald, da gab es keine Barmherzigkeit und Gnade.

Manchmal kam es vor, daß manche an den Scheiterhaufen im Wald gestorben sind. Als ich auf diese Lagerabteilung kam, war es mit der Versorgung mit Nahrungsmitteln sehr traurig und schwach. Manchmal gab es kein Brot, sondern nur eine Suppe aus Roggen und einen Brei, gekocht wurde auch aus Roggen, der Roggen wurde zu Grieß nicht gemahlen. So, wie die Häftlinge den Roggen gegessen haben, so haben sie auch ihn in die Toilette getragen. Deshalb gab es eine Menge von Kranken mit Durchfall. Hier kam in jener Zeit auch mein Mitstudent Reis R., dieser, der für mich bei dem Untersuchungsrichter unterschrieben hat. An einem Abend kam er zu mir in die Ambulanz und sagte: "Johannes, ich muß hier sterben, ich kann nicht mehr weiter aushalten". Vor Hunger war er schon angeschwollen, hauptsächlich die Füße bis an die Knien. Ich habe ihn für einige Tage befreit und mit dem Essen mitgeholfen. Dann habe ich ihn mit anderen Kranken nach Kotomysch ins Kreiskrankenhaus abtransportiert.

Ich habe mich einige Male an die Obrigkeit gewandt, um die Versorgung mit den Lebensmitteln zu verbessern, aber ohne Erfolg. Die Häftlinge wurden immer schwächer, und die Sterblichkeit wurde immer mehr. Ich hatte auch ein kleines Krankenhaus, wo ich eines Tages erleben mußte, daß 50% in einer Nacht gestorben sind und auch noch einige in Baracken. Ich konnte dies alles nicht mehr ansehen und hatte auch Angst, daß man vor das Gericht kommen könnte. So habe ich nach allen Richtungen geschrieben und telefoniert und habe ihnen die Lage geschildert auf dieser Lagerabteilung. Nach einigen Tagen kam eine Kommission von der Hauptlagerabteilung und hat alle Häftlinge beschaut und alle sehr Schwache und Kranke überführt nach Kotomysch ins Krankenhaus. Nach einer Woche kam ein Befehl, alle Häftlinge zu überführen nach Kotomysch. So kam auch ich mit allen übriggebliebenen Häftlingen nach Kotomysch, und alle zur allgemeinen Arbeit.

Dann wurde ich wieder auf eine andere Lagerabteilung überführt als Leiter von einer Ambulanz. Hier waren es lauter starke Holzfäller, und überhaupt war dies eine von den besten Lagerabteilungen. Hier wurde ich wieder als Leiter von der Ambulanz angestellt, wo mit mir noch eine Jüdin als Gehilfin arbeitete. Es gab hier auch ein Krankenhaus mit 10 Betten. Eines Tages rief mich mein Chef ans Telefon und sagte mir: "Morgen kommen zu euch neue Häftlinge, und unter diesen ist auch ein Arzt mir dem Namen Schukow, er wird dein Chef sein". Hier hatte ich Angst, daß ich wieder auf allgemeine Arbeit gehen müßte. Als dieser Mann in die Zone hereinkam, es war ein großer starker Mann mit einem Schnurrbart und einer dunklen Brille, kurz und gut, ein achtungseinflüssender Mann.

Ich wollte ihm als Leiter alles mobile so auch immobile Vermögen aus unserer Ambulanz und Krankenhaus übergeben, so hat er sich abgesagt. Auf den Sprechstunden hat er mich immer vorgeschoben, und wenn es dazu kam, ein Rezept auf Latein herauszuschreiben, dann hat er immer mich gebeten. Wenn er im Journal eine Diagnose ausstellte, hat er so ein Unsinn zurechtgeschrieben, wo keine Sau verstehen konnte. Ich hatte heimlich ein Verdacht, daß dies kein Mediziner sei.

Am Morgen mußte ich immer früh aufstehen und in der Küche die Kostprobe vom Essen probieren und in ein Journal einschreiben, wie es vorbereitet war. Wenn die Häftlinge alle aus der Zone herausgetrieben waren, ging ich alle Baracken durch. Ich habe geschaut, daß alle Stubendiener die Dielen gewaschen haben und überhaupt in den Räumen Sauberkeit und Ordnung war. Die Stubendiener waren auch verpflichtet, daß bis zum Abend ein großer Kübel mit abgekochtem Wasser vorbereitet war. Ein kleiner Kübel mußte stehen mit einem Auszug von den Nadeln der Nagelbäumen. Diesen Auszug mußten alle trinken als „Antizingotni“. In diesem Auszug sollte Vitamin "C" enthalten sein, ein gutes Mittel gegen den Skorbut. Danach ging ich zurück in die Ambulanz und weckte meinen Chef, der noch nicht wach wurde vom Nachtschlaf.

Ein Mal ging ich nach dem Frühstück zum Friseur. Ich saß im Sessel und konnte gut im Spiegel beobachten, was draußen vor sich ging. Auf einmal sah ich, sprang meine Gehilfin -Anna Michailowna am Fenster vorbei, daß nur ihre Haarlocken in der Luft eine Wirbelsäure im weisen Kittel bildeten. Sie schrie: "Wo ist Philippowitsch?" Ich sprang heraus und fragte: "Was ist los?" Sie sagte: "Kommt schnell in die Ambulanz und schaut mal, was dort vor sich geht". Ich lief schnell hin und sah auf einer Tragbahre einen Mann liegen mit einem offenen Knochenbruch am rechten Bein und die Kleidung mit Blut verschmutzt. Mein Chef lag daneben und war besinnungslos. Meine Gehilfin sagte, als der "Arzt" wollte diesem Mann ein Verband anlegen und das Blut sah, ist er umgefallen und war von Sinnen. Ich hab den verletzten Mann bearbeitet und in mein Krankenhaus überführt. Meine Gehilfin sagte: "Bringt doch schnell unseren Chef ins Leben zurück". Ich sagte, das hätte keine Eile. Dann hab ich ein Tampon mit Salmiak unter die Nase des Chefs gehalten, und so kam er wieder zu sich. Hier wurde mir klar, daß mein Chef kein richtiger Arzt sei. Ich dachte, jetzt ist es genug, ich muß der Obrigkeit meine Meinung wegen diesem "Arzt" mitteilen. Als ich meinen Hauptchef anrief und sagte, daß mein Chef kein Arzt, sondern ein Scharlatan sei, hat er mich gut durchgeschimpft und sagte, ich solle diesen Arzt nicht diskreditieren und kompromittieren.

Nach einer geraumen Zeit wurde dieser "Arzt" überführt ins Kreiskrankenhaus, wo mein Kollege Reis R. arbeitete. Ich hab ihm meine Vermutung genannt, was dies für ein Arzt sei, wo von mir zu ihnen überführt sei. In diesem Krankenhaus arbeiteten einige Ärzte, die ihn sehr schnell entlarvt haben. Er wurde eingesteckt und kam vor das Lagergericht. So haben die Häftlinge verschiedene Mittel angewendet, um nur nicht im Wald zu arbeiten und als Hingänger zu sterben.

Es war immer wieder ein Kampf ums Überleben. Hier möchte ich noch eine Episode Beschreiben, wie die Unterweltler - Spana, einen von ihren Kameraden als Chefkoch in die Küche anbringen wollten. An einem Abend kam eine ganze Delegation zu mir in meine Ambulanz und brachten mir einen Teller mit Balanda-Suppe, in dem ein kleines Mäuschen drinnen lag. Sie schrien: "Schau mal, Philippowitsch, was dieser Koch uns füttert, er muß herausgejagt werden". Ich schaute mir dieses Mäuschen näher an und habe versucht, ob man die Haare herausziehen könnte. Die Haare waren aber fest, konnte man nicht aus dem Fell herausziehen. "Was wollt ihr mir vormachen? Wenn dies Mäuschen im Kessel gewesen wäre, so wäre es nicht nur ohne Haar, sondern auch Haut und Knochen wären weichgekocht!" So wurden diese "Helden" in den Gesichtern ganz rot wie eine Rose und sind aus der Ambulanz verschwunden. So hatten die Unterweltler im Plan, diesen Chefkoch aus der Küche herauszutreiben. Wenn ich mit ihnen eingestimmt hätte, so wäre der Koch von dieser Arbeit enthoben worden.

So stand man immer zwischen zwei Feuern. Von unten haben die Häftlinge verlangt von mir, was unmöglich war. Von oben hat die Lagerleitung gedrückt. Mal hat man die Zahl der Krankenscheine überstiegen, dann wurde man herausgerufen auf den Teppich, wo man beschimpft wurde: "Du bist ein Fritz, Faschist, du befreist nur die Faschisten!"

Im Jahre 1945 wurde ich überführt auf die Lagerabteilung Asanka, wo ich nicht lange gearbeitet habe. Dann kam ich im Jahre 1946 auf die Lagerabteilung 82. Quartal. Dies war wahrscheinlich schon die 8. Lagerabteilung, wo ich in meinem Lagerleben durchgemacht habe. Dies war keine große Lagerabteilung. Hier waren ganz wenig Häftlinge, nur so an 6 oder 8 Baracken, einige waren leer, nicht besiedelt.

Eines Tages saß ich und unterhielt mich mit dem Wachmeister in dem Wachhäuschen, wie die Lage an der Front sei. So hörten wir nicht weit von unserem Wachhäuschen einen Schuß und nach dem Schuß einen jämmerlichen Schrei. Wir sind beide herausgerannt und schauten, was da los war. Hier hat sich herausgestellt, daß ein Junge 2 Meter in die Sicherheitszone ging, um dort sich ein paar Heidelbeeren zu pflücken. Dieser Mann, der mit mir an der Wache saß, sagte: "Dieser Dummkopf auf dem Wachturm hat diesen Jungen verletzt". Ich wollte hin zu diesem verletzten Jungen laufen, so schoß der Mann von oben auch über mich weg und schrie: "Zurück, sonst schieße ich dich nieder wie einen Hund!" Dann brachten sie diesen Jungen zu mir in meine Ambulanz. Wie es sich herausstellte, war dieser Junge 17 Jahre alt und kein "58ziger". Ihm waren nur 4 Jahre aufgebrummt. Es blieben ihm nur noch 4 Monate bis zu der Befreiung. Dieser Hund hat dem Junge den Knochen am rechten Arm ganz zerschmettert, so daß er ein Invalide war, lebenslang. Dieser Junge war Wassili Wolkow. So hat dieser Junge seinen Arm verloren wegen Paar Heidelbeeren. Schon am Ende des Krieges wurden die Rotarmisten, die uns auf den Wachtürmen bewacht haben, an die Front eingerufen und an ihre Stelle haben sie örtliche alte Männer von den sogenannten Tschaldonen angestellt. Diese alten Männer waren so informiert von der Obrigkeit und aufgehetzt gegen uns „58ziger", sie haben ihnen eingeprägt, daß wir alle große Faschisten, politische Staatsverbrecher seien.

Hier möchte ich noch ein Episode beschreiben, wo mein eigenes Leben, wie man sagt, an einem Zwirnsfaden hing. Es war schon spät am Abend, alle Arbeiter waren aus dem Wald zurückgekommen. Es kam ein Wächter und sagte: "Es sind 6 kraftlose Häftlinge im Wald zurückgeblieben, sie sitzen dort an einem Scheiterhaufen". So wurden zwei Pferde an einem Schlitten vorgespannt, und wir fuhren los, weil in solchen Fällen mußte der Mediziner dabei sein. Wir haben diese armen Menschen aufgefunden und verluden sie auf den Schlitten. Ich und der Fuhrmann saßen ganz dicht hinter diesen Pferden. Diese auch nicht starken Pferde haben den Schlitten mit großer Mühe vorangebracht. Mein Fuhrmann schlug immer wieder zu auf die armen Tiere, nicht mit einer Peitsche, sondern mit einem Stock. Als mein Fuhrmann wieder sehr heftig auf das Pferd zuschlug, so schlug das Pferd mit solch einer Kraft und Geschwindigkeit zurück und mir so dicht an dem Kopf vorbei, daß meine Mütze weit zur Seite in den Schnee flog. Wir beide waren so erschrocken, daß wir kein Wort sagen konnten. Wenn dieses Mistvieh mich getroffen hätte, so wäre es kein Zweifel gewesen, daß ich mein Geist dort im Wald aufgeben müßte. Hier hatte ich wieder mal Glück, daß der Tod an mir ganz dicht vorbeiging.

Ich hatte einen guten Kollegen in unserer Lagerabteiiung, einen gewesenen Lehrer -Scherstobytow, er war Auftragsleiter bei uns. Wir haben ihn öfters geneckt, er sei ein Schwanzdreher. Dieser arme Junge sagte auf einer Unterrichtsstunde einem Faulpelz: "Wenn du weiter so schlecht lernen willst, so geb ich dir die Garantie, daß du im Kollektive den Ochsen die Schwänze drehen mußt". Dies hat schon gereicht, daß man ihm 10 Jahre aufgebrummt hat. Es kam so heraus, daß dieser Lehrer gegen die Kollektivwirtschaft sei und gegen die Kollektivisierung eine Agitation führe. Diese Drohung dem Faulpelz hat jemand bei der Geheimpolizei angemeldet, und er wurde auf 10 Jahre ins Verbesserungs- und Arbeitslager verschickt.

Wie den Menschen in den Lagern so alles gleichgültig wurde

Eines Tages brach in einer Baracke ein Brand aus. Wir haben alle mitgeholfen das Feuer zu löschen; als das Dach schon fast abgebrannt war und das Feuer an den Dachboden kam, gingen wir in diese Baracke hinein und sahen auf den Pritschen von den Unterweltlern, Bytowiki, schliefen ganz ruhig. Wir haben sie aufgeweckt und sagten, daß das Dach von ihrer Baracke schon ausgebrannt sei und der Dachboden anfing schon zu brennen, so haben sie sich umgedreht und sagten:

- Sollen doch heute noch alle Baracken abbrennen, und geht zum Teufel und laßt uns schlafen.

Eine andere Geschichte spielte sich ab vor unserer Zone, wo die Instrumentwerkstätte stand, wo alle Instrumente nach der Arbeit, Sägen, Äxte, Beile u.s.w. aufbewahrt wurden. An dieser Werkstätte ließ sich unser Chef von der Wache ein kleines Gebäude dranbauen und auch einen Hühnerstall. An einem Samstagabend war der Chef von der Wache auf einer Parteiberatung in dem Kopflager Mysja, wo so an 8-10 km von unserer Lagerabteilung entfernt war. Ungefähr um 10 Uhr abends gab es Feueralarm, so haben uns die Wachen alle herausgetrieben, um das Feuer zu löschen. Als wir herauskamen, stand die ganze Werkstätte schon in Flammen. Wir sollten das schon halb abgebrannte Gebäude löschen, kein Wasser, keine Instrumente, sogar keine Spaten, wo man Schnee auf das Feuer schaufeln könnte. Wir haben mit den Händen Schnee in die Flammen geworfen, aber das war alles ohne Erfolg. Nicht weit von der Zone war der Pferdestall. Dort wurden auch Pferde angespannt mit Schlitten mit Wasserfässern, aber sie konnten nicht dicht genug zur Werkstatt kommen, denn da war kein Weg und der Schnee war so an die 2 Meter tief, wo sich die Pferde in den Schnee einschanzten und kamen nicht vorwärts noch rückwärts. Die Wache hat den Chef von der Wache alarmiert, der auf der Parteiberatung sich befand. Dieser Chef war nach einer kurzen Zeit da und fing an zu schreien: "Das haben doch die Faschisten zusammen mit den Unterweltlern absichtlich angezündet!"

Mit uns waren auch die Unterweltler - Bytowiki dabei als Feuerlöscher. Diese Männer suchten sich Eisenstäbe heraus und haben in der Asche nach gebratenem Hühnerfleisch von den verbrannten Hühnern gesucht. Als der Chef das merkte, so schrie er wieder: "Ihr Mistkerle, seid wohl gekommen, um zu fressen und nicht mithelfen das Feuer zu löschen!" Die Unterweltler machten so, als wenn sie alle taub wären. Dieser "Wertuchai", so nannten die Seki diesen Chef-Wachmann, hatte sich bereichert von den Neuankömmlingen. Als die sogenannten Banderowzy, die von der Russischen Armee eingenommen und dann zu uns gebracht wurden, hatten manche ganz schöne Sachen und Kleidung, wo dieser Mann von ihnen abgeluchst hat. Diese Sachen sind alle auch verbrannt, wonach er sehr böse war. Die Seki waren aber sehr froh, daß alle Instrumente kaputt waren und dem bösen Wertuchai alle seine Sachen verbrannt waren. So konnten sich die Häftlinge einige Tage ausruhen, bis die neuen Instrumente gebracht wurden.

Im Jahre 1945, nach dem Krieg wurde ich überführt auf die Hauptabteilung Mysja. Die Lage in den Lagern wurde verbessert, mit der Versorgung und Nahrungsmitteln und das Verhalten mit den Häftlingen wurde besser. Wir bekamen sogar Eierpulver und andere Nahrungsmittel, wo Rußland von den Vereinigten Staaten von Amerika erhalten hat. Auch mit den Toten hat man sich anders verhalten. Früher war es so: Wenn ein Häftling starb, so wurde ein Brettchen mit einer Nummer an ein Bein angebunden und nackt in eine Scheune gebracht, bis die Leiche gefroren war. In der Mitternacht wurde sie mit einem Schlitten zur Wache gebracht. Bevor man sie aus der Zone herausfuhr, hat der Wachmann mit einem Hammer den Schädel angeschlagen und auch den Körper, wo er sich überzeugt hat, daß der Mann wie ein Holzstück gefroren war. Hier hat der Wachmeister in seinem Notizbuch abgemerkt, wie viele Seki weniger sich in der Zone befinden. Hinter der Zone war eine Grube, wo man die Leichen wie das Vieh hineingeworfen hat. Jetzt, schon nach dem Krieg, kam ein Befehl: Alle Seki in der Unterwäsche zu beerdigen. Kurz nach diesem Befehl kam ein zweiter Befehl, alle Seki in der Unterwäsche und in Särgen zu beerdigen. Uns Medizinern gab es auch eine Vorschrift, in den Todesakten die Ursache des Todes nicht Pellagra, sondern Dystrophie zu schreiben. Ich denke aber, diesen Leichen war es Wurst, was in diesen Todesakten geschrieben wurde.

Ich arbeitete hier auf diesem Kopflagerpunkt wieder als Leiter von der Ambulanz, und in dieser Zone war auch ein Krankenhaus, in dem ein Jude namens Byck arbeitete. Ich hatte noch eine Gehilfin, von Beruf Hebamme. Außerhalb der Zone in einem ehemaligen Aufbewahrungsraum für Gemüse waren 300 Frauen und Mädels von der deutschen Trudarmee untergebracht.

Mit diesem Byck hatte ich bei meiner Arbeit große Schwierigkeiten. Dieser Byck war ein hochmutiger Mann, er wollte klüger sein als alle andere Mediziner. Er war Leiter vom Krankenhaus und ich Leiter der Ambulanz, und jeder war verantwortlich für seine Arbeit. Er hatte sich immer in meine Arbeit eingemischt. Hier möchte ich zwei Fälle beschreiben, was unsere Verhältnisse ganz und gar verschlechtert haben. Der erste Fall war solch einer: Es war

im Frühling, der Schnee war schon fast all verschwunden, aber wo unsere Holzfäller arbeiteten, war der Schnee mit Wasser vermischt, so daß die Holzfäller den ganzen Tag in diesem mit Wasser gemischten Schnee arbeiten mußten. So kamen eines Tages einige von den besten Holzfällern zur Sprechstunde und zeigten mir ihre Füße. Ich schaute mir ihre Füße an, so war zwischen den Zehen und auch teilweise an den Fußsohlen die Haut verschwunden, und man sah das rote Fleisch. Sie haben mich gebeten, sie einige Tage zu befreien von der Arbeit. Ich hab sie natürlich befreit und dachte, nach einigen Tagen kann man sie wieder zur Arbeit schicken. Am nächsten Tag, zum Glück oder Unglück, kam aus der Verwaltung Solikamsk der Hauptarzt Lustschai. Dieser Arzt ging an meinem Fenster vorbei und hatte unter dem Arm eine große Mappe, gerade hin zu diesem Byck ins Krankenhaus. An jenem Tag hatte ich so an 45 Häftlinge befreit.

Es dauerte nicht lange, da kam der Byck mit diesem Arzt zu mir in die Ambulanz, und sie fragten, wieviel Häftlinge ich von der Arbeit befreit hätte? Ich sagte: 45. Dann sagten sie: "Wir möchten mal schauen, was dies für Kranken sind". Ich sagte meinem Sanitäter, namens Suworow (ein großer Familienname): "Geh und ruf alle befreite Häftlinge zu uns in die Ambulanz". So schauten sie alle diese Männer durch und haben alle diese Männer mit den Hautverletzungen an den Füßen ausgestrichen aus dem Buch, wo ich alle befreite Seki angeschrieben hatte, und sagten: "Morgen sollen alle auf Arbeit gehen in den Wald". Dann sagte dieser Byck zu diesem Hauptarzt: "Schau, so arbeitet unser Nemez (das heißt Deutsche)". Der Hauptarzt war ruhig, aber in mir hat sich ein großer Zorn angesammelt. Als diese Beiden weg waren und die Kranken auch zurück in ihre Baracken gingen, ging ich hinaus aus der Zone zu meinem unmittelbaren Chefarzt von unserer Kopflagerabteilung Diwokow Wassily, einem Zivilist, und hab ihm alles erzählt. Er sagte: "Geh zurück und ruf wieder alle Kranken in deine Ambulanz, ich komme nach einigen Minuten zu euch". Als er kam, so schaute er alle durch und sagte: "Alle, die du befreit hast, sollen befreit sein, und streich diesen Ärzten ihr Geschreibsel mit einem roten Bleistift aus". Dann sagte er noch: "Du hast sie alle richtig befreit".

Hier kann man sich vorstellen, was für eine Stimmung sich unter den Häftlingen gegen diesen Byck gebildet hat. An demselben Abend wurde eine Kommission durchgeführt im Lagerkontor, wo sie alle Häftlinge untersucht haben, um den Gesundheitszustand festzustellen. So kam ein Häftling, nachdem ich ihn schon für den nächsten Tag von der Arbeit befreit habe, zu diesen Ärzten auf diese Kommission. Dieser Mann hatte unter dem rechten Schulterblatt ein großes Geschwür, so ähnlich wie ein Karbunkel. Als dieser Mann an die Reihe kam, so fragten sie ihn: "Warst du bei Johannes in der Ambulanz?" Er sagte: "Ja, er hat mich für den kommenden Tag von der Arbeit befreit". Als dieser Byck diesen Mann sah (ich denke, es war auch ein Nemez - Deutscher), so wurde er böse und schrie: "Ruft mir mal diesen Johannes hierher, was befreit er wegen solch einem kleinen Geschwürchen diesen gesunden Mann von der Arbeit, wie können wir dann so den Plan erfüllen mit dem Holzfällen!"

Ich kam hinüber und ging in das Zimmer, wo die Kommission saß, und stellte mich vor. Hier fing dieser Byck wieder das Schreien an. Er wollte sich doch einen roten Rock verdienen vor der Obrigkeit und Autorität schaffen. Die Tür war offen, und die Arbeiter standen alle halb nackt im Vorzimmer. Sie schauten herein und sahen alles, was da los war. Ich schaute Byck an und wurde so böse, daß ich das Rechenbrett vom Tisch griff und sagte: "Mit diesem Rechenbrett müßte ich dir deine dicke ausgefressene Fresse zerschlagen, und dich müßte man morgen mit solch einem Geschwür in den Wald schicken, und du könntest mal probieren, wie du mit der Säge den ganzen Tag arbeiten würdest". Der Hauptarzt saß und war ganz ruhig, sagte kein Wort, er war solch ein Mann, der ging hin, wo ihn der Wind hintrieb. Von außen schrien die Häftlinge: "Raus mit diesem Byck auf allgemeine Arbeit, er kann mal versuchen, wie schwer es ist im Wald zu arbeiten und noch mit solch einem Geschwür!“

Ich ging heraus, schlug die Tür hinter mir zu und ging direkt zu dem technischen Gehilfe vom Produktionszweig - Feierstein, es war ein Jude. Ich konnte vor Zorn diesem Mann nicht gleich übergeben, was los war, mir kamen die Tränen aus den Augen. Wenn ich stark beleidigt werde, so kommen bei mir immer die Tränen aus den Augen. Dies ist eine Angewohnheit von der Kindheit an. Dieser Feierstein war auch ein gutherziger Mensch. Ich sagte diesem Mann: "Von morgen an werde ich nicht mehr arbeiten in der Ambulanz". Er sagte: "Beruhige dich, geh

und arbeite, wie du gearbeitet hast. Wir wissen, wer Johannes und wer Byck ist". Aber der Byck hat sich nicht beruhigt, hat immer, wo er nur konnte und wußte, was nicht stimmt, gegen mich angestiftet.

So kam eine Depesche - Telegramm zu mir, ich sollte zusammen mit Byck 30 von den Holzarbeitern, wo etwas schwach sind, aussondern und nach Solikamsk bringen in das O.P.P, das heißt, in ein Erholungsheim, wo sie nach der Erholung wieder zu uns kommen sollten, zu uns auf unsere Lagerabteilung. So haben wir auch diese Aussonderung durchgeführt, aber dieser Byck hat mit meiner Meinung nicht gerechnet, hat alle Kranke, Dystrophiker Arbeitsverweiger und Unterernährte in diese Liste eingeschlossen. Ich sagte: "Genosse Byck, es werden doch von den guten Arbeitern, die abgeschwächt sind, verlangt zur Erholung, aber nicht solche Männer, die man ins Krankenhaus bringen muß". Er sagte: „Was soll ich mit diesen Männern, die sterben sowieso". Dann wurden die 30 Männer herausgerufen und auf einen offenen Waggonkasten verladen. Mein Chef Diwokow W. sagte zu mir: "Geh und nimm dir dein Köfferchen mit Medizin und begleite diese Menschen nach Solikamsk". Dies war so an 100 km von unserer Lagerabteilung entfernt.

Ich schaute an den Himmel, wo sich ein dunkles Gewitter scheinbar machte. Ich dachte, von diesen Menschen sterben einige auf dieser Reise, und ich bin dann der Schuldner und kann nochmals einige Jahre bekommen zu meiner Lagerfrist. Ich sagte meinem Chef: "Ich begleite diese Menschen nicht, denn sie sind falsch abgesondert worden, und nimm auf mich so keine Verantwortung". Hier schrie wieder dieser Byck: "Schaut, was dies für ein Starrkopf ist". Ich sagte: "Du hast diese Männer abgesondert, dann sei so gut und begleite deine "gute Arbeiter" selber!" Dann ging es los, so haben sie der Reihe nach auf mich losgeschrien, erst der Erzieher, dann der Chef von der Wache, Puschilin. Sie schrien und wollten mich einschüchtern und drohten mir mit einer Verhaftung zu 10 Tagen in dem Karzer. Ich sagte, das steht in euer Macht. Dann schrie noch einmal der Hauptchef: "Gehst du mit oder nicht?“ Ich sagte, nein. Er sagte: "Abführen in den Karzer auf 10 Tage". So wurde ich von einem Wachmann abgeführt in den Karzer.

Dieser Karzer war außerhalb der Zone, besonders stark umzäunt und mit einer besonderen Wache versehen. Die Wache machte die Tür auf, die mit einem großen Schloß versehen war, und steckte mich hinein. Es war schon gegen Abend, es wurde dunkel in diesem Karzer, aber man konnte was erkennen. Es standen mehrstöckige Pritschen an beiden Seiten der Wände, waren auch zwei Luftungsklappen und an der Tür ein Guckloch. Neben der Tür in der Ecke standen Latrinenkübel. Es befanden sich nur einige Häftlinge in dieser Zelle, es waren lauter Arbeitsverweigerer, sie lagen auf dem Boden und unter den Pritschen, manche von ihnen waren mir gut bekannt. Ich hab mich auf eine Pritsche gelegt. Spät am Abend brachte man uns das Abendessen, 150 g Brot und einen Becher Wasser. Als es aber ganz dunkel wurde, so spürte ich, es beißt mich, und nach diesem Beißen mußte man jucken und kratzen, man fand keine Ruhe. Ich fragte diese Jungen, die unter den Pritschen lagen, was beißt uns da so? So sagten sie, das sind unsere Karzerwanzen, die sind sehr böse, hauptsächlich auf Neuankömmlinge, die zu uns hereinkommen. Wir liegen deswegen auf dem Boden, wo es kühl ist, da sind diese verfluchten Wanzen nicht so böse. So hab ich mich nackt ausgezogen und meine Klamotten zusammengebunden und aufgehängt. Jetzt konnte ich mich besser verteidigen. Von Schlafen war keine Rede. So hab ich mich bis 5 Uhr Morgen mit diesen Wanzen herumgeschlagen.

Am Morgen, als es draußen schon etwas hell wurde, rief mich der Wachmeister heraus. So kam ein zweiter „Engel", so nannten die Häftlinge die Einzelwächter, und führte mich in die Zone zum Geheimpolizist Sukalow, der in der 3. Abteilung arbeitete. Er hat mich so an einer halben Stunde verhört und immer wieder gefragt, in was für Verhältnissen stehe ich mit dem Arzt Byck und wie er sich zu mir verhalte? Als ich ihm meine Meinung und Vorstellung von diesem Byck erzählte, so sagte er, geh zurück in den Karzer, zum Appell werde ich den Befehl geben, dich aus dem Karzer zu befreien. Richtig. Am Morgen kam ein Engel und hat mich so um 6 Uhr in die Zone gebracht.

Als sie mich eingesteckt hatten, haben sie meine Gehilfen gezwungen für mich Kranken nach Solikamsk zu begleiten. Sie waren 45 Tage weg, bis sie wieder zurückkamen. Ich mußte eine Nacht die Wanzen füttern, aber ich denke, ich war doch im Vorteil.

Nach einer kurzen Zeit kam ich ins Kontor zu einem Buchhalter, der mir mitteilte, daß ein neuer Hauptarzt zu uns kommt und Byck wird von hier überführt auf eine andere Lagerabteilung. Wirklich, es kamen zu uns Neuankömmlinge, wo auch ein Arzt dabei war. Dieser Arzt hat die Leitung übernommen vom Krankenhaus, und Byck wurde an die Wache gerufen. Um zu etappieren, mußte er durch die ganze Zone marschieren mit seinen Klamotten auf dem Rücken. Alle Männer, die Stubendienst hatten in den Baracken, kamen heraus und klopften mit Eimern, Schüsseln und anderen Hausgeräten. Es gab ein Lärm in der Zone, manche schrien ihm nach: "Einem Menschenquäller ist weniger!" Wenn die Häftlinge von einer Lagerabteilung überführt wurden auf eine andere, mußten die Mediziner dabei sein. Ich stand mit der Obrigkeit, schaute ihn an und sagte: "Eine glückliche Reise wünsche ich Ihnen". Er schaute mich an von unten bis nach oben und sagte nichts.

Der neue Arzt Paschkewitsch war auch ein Jude, er kam aus Moskau, aber das war ein ganz anderer Mensch, er war kameradschaftlich, kurz gesagt, ein sehr guter Mann. Ich hab mit ihm in Eintracht und guten Verhältnissen gearbeitet. Dieser Paschkewitsch hatte keine Angst vor der Obrigkeit, aber der Byck war ein Feigling, er hätte alle Häftlinge in die Erde bringen können, um nur seine Haut zu schützen und ein gutes Leben zu führen.

In dieser Zeit bekam ich einen Ein- und Auslaßschein, damit ich ohne Wache aus der Zone gehen konnte zum beliebigen Zeitpunkt. Ich mußte auch manchmal am Abend bei den Mädchen und Frauen - Trudarmeer Sprechstunden durchführen. Wurde dann auch zu Kranken in die nahliegenden Dörfer eingeladen. Kurzum, ich war fast ein freier Mann. Es kamen immer mehr Kriegsdienstverweigerer und verschiedene andere Kriegsverbrecher zu uns von der Front. Diese Frontkämpfer waren starke und freche, in ihrer Uniform Männer. Einer von diesen Frontkämpfern, namens Suschkow, war auch ein hoher, schlanker und starker Mann. Er kam öfters zu mir in die Ambulanz und bat mich, ihn für Paar Tage von der Arbeit zu befreien. Eines Tages wurden die Häftlinge auf der Arbeit gezählt, so war ein Häftling verschwunden. Dann stellte es sich heraus, daß unser "Kommandeur", so nannten wir ihn, verschwunden sei. So gab es Lageralarm mit Suchhunden, und alle Wachmänner mußten in Wald, um diesen Suschkow aufzuspüren. Spät in der Nacht kamen alle Suchende ohne Erfolg zurück. Suschkow war wie in die Erde versunken. Es gingen einige Tage vorbei, dann hat man am Morgen bei dem Appell vor allen Häftlingen eine Bekanntmachung übergeben, daß Suschkow gefangen sei und befindet sich im Gefängnis in der Stadt Solikamsk. Als sich später herausstellte, war das eine Lüge. Mit dieser Bekanntmachung wollte die Obrigkeit die Häftlinge einschüchtern, damit weiterhin niemand den Versuch machen sollte zu entkommen.

Nach diesen Jahren, wo ich fast ohne Urlaub und Ruhetage arbeiten mußte in der Ambulanz, war ich stark erschöpft, und die Nerven waren dahin. Da ich mit dem Hauptarzt und mit dem Sanitätshauptmann in sehr guten Verhältnissen war, hab ich sie gebeten, sie sollen mich auf eine andere Arbeit anstellen. Im Krankenhaus war eine Apotheke, wo als Leiter ein gewisser Iwanow arbeitete.

In unserer Speisehalle war eine Bühne, wo unsere "Schauspieler" auftraten, ihre Kunst zu zeigen. So war es einmal spät am Abend, wo die Speisehalle voll mit Häftlingen war und manche von der Obrigkeit waren auch dabei. Auf einmal kam ja der Leiter von der Apotheke Iwanow in der Unterwäsche auf die Bühne und fing an zu tanzen. Hier gab es sofort einen Befehl, ihn abzuführen und auf 10 Tage einzusperren im Karzer. Wie es sich herausstellte, hat dieser Iwanow etwas zu tief in die Flasche geschaut, in der Spiritus drinnen war, und kam betrunken vor die Obrigkeit. Am nächsten Tag hat man mich herausgerufen, auf mich einen Befehl geschrieben, mich als Leiter von der Ambulanz zu entlassen und als Leiter von der Apotheke anzustellen.

So kam ich an diese leichte Arbeit und von der schweren Arbeit in der Ambulanz los. Ich hatte auch freie Zeit zum Spazierengehen außer der Zone bei der Zivilbevölkerung und auch bei den Frauen und Mädels, den sogenannten „Trudarmeiki". Eines Tages kam der Hauptwachmann zu mir in die Apotheke und war in einer sehr guten Stimmung, sein Name war Puschilin. Er fragte mich: "Solltest du den entlaufenen Suschkow nicht erkennen, wenn wir ihn dir zeigen würden, dieser Mann kam doch öfters zu dir in die Ambulanz auf die Sprechstunde?" Ich sagte: "Ich denke schon". Dann sagte er: "Morgen früh fährst du mit meinem Gehilfe Saizew nach Kolynwa, um festzustellen, ob dies der entlaufene Suschkow sei oder nicht". Da gab es

nichts zum Absagen, Befehl ist Befehl. Am nächsten Morgen fuhren wir so an 30 km, von unserem Lager fast nach Kotomysch. Dort in einem kleinen Russendörfchen haben wir genächtigt bei meinem Begleiter seiner Schwiegermutter.

Am nächsten Morgen gingen wir nach Kotomysch, sie trafen uns dort. Dabei waren einige Männer mit Spaten und eine Frau. Wir gingen so an 1 1/2 km weiter dem Weg nach, und endlich sagte einer von diesen Männern, hier nicht weit vom Weg unter einem Fichtenbäumchen liegt die Leiche. Ich schaute mir die Leiche an, die Augen haben die Vögel schon herausgeholt, die Ohren waren abgefressen, wahrscheinlich von den Mäusen. Er war in Zivilkleidung angezogen, seine Uniform hatte er nicht mehr an. Mein Begleiter fragte diese Frau: "Kennst du diese Kleidung, die dieser Mann anhat?" Die Frau sagte: "Ja, diese Kleidung war meinem Mann seine". Ihr Mann war an der Front umgekommen. Diese Frau war ganz am Ende des Dorfes wohnhaft, ganz alleinig. So stellte es sich heraus, daß dieser Suschkow dicht am Dorf diese Frau beobachtet hat am Tag, und als sie das Haus verließ, auf Arbeit ging und niemand in der Wohnung war, schlich er sich am Tage herein in diesen Hof. Er ging ins Haus, hat sich bei dieser Frau umgezogen in Zivilkleidung und seine Militärsuniform hat er im Keller in die Kartoffeln eingescharrt. Hat sich auch ein Handtuch mitgenommen, das er um Hals hatte, als wir ihn fanden. Seife hat er bei sich und gewiß hat sich auch besorgt mit Nahrungsmitteln. Da er so ausgehungert war, so hat er wahrscheinlich sehr viel auf einmal gegessen, er hatte doch noch ziemlich Kuhbutter und andere Nahrungsmittel bei sich. Dann wurde er gleich krank, und es war noch ziemlich kalt (es war im Oktober), da lag er unter diesem Fichtenbäumchen und ist gestorben. Danach hat es viel Schnee gegeben, und so hat er unter dem Schnee gelegen bis zum Frühling, bis der Schnee wegging, kam er zum Vorschein.

Die Männer, die bei uns waren, haben mit den Spaten neben diesem Fichtenbäumchen schon ein Grab vorbereitet, und wir haben ihn hineingelegt und verscharrt. Dann wurde ein Akt zusammengestellt, in dem wir alle unterschrieben haben, daß die Flucht von dem Häftling Suschkow beendet ist. Ich stand dann und dachte, dieser junge Mann hat doch auch gewiß Frau und Kinder, die auf ihn warten, auf eine Heimkehr. Das war ein richtiges Grab von einem unbekannten Soldaten. Nach der Kriegszeit sind öfters, hauptsächlich die Unterweltler, angehauen, entronnen. Die meisten aber wurden gefangen und entweder totgeschossen oder von den Suchhunden aufgespürt und verstümmelt zurückgebracht ins Lager.

Mein Mitstudent Reis R., der für mich meine Beschuldigung unterschrieben hat, bekam doch nur 5 Jahre Freizeitentziehung, er wurde aber nicht nach 5 Jahren entlassen, er mußte auch seine 10 Jahre wie ich abbüßen. Es wurden im Jahre 1946 immer mehr Häftlinge entlassen, die ihre Frist abgesessen hatten, manche sogar einige Monate früher. Ich bekam immer mehr Hoffnung, daß ich auch noch einmal aus dieser Verbannung herauskomme.

Der Anfang meiner Familiengründung

Im Jahre 1946 war ich schon 31 Jahre alt und hatte 8 Jahre von meinen 10 Jahren abgesessen. Ich war schon fast frei, konnte doch schon zu einer beliebigen Zeit aus dieser verfluchten Zone herausgehen. Neben unserer Zone, wie ich schon oben angegeben hatte, waren Frauen und Mädels, sogenannte Trudarmeer. Ich kam immer öfter zu diesen Frauen in ihre Baracken, wo ich mich bekanntgemacht hatte mit meiner jetzigen Frau - Ida Breier. Ich kam immer öfter heraus zu diesen Mädels. Wenn ich die Möglichkeit hatte, kam ich alle Abende heraus, wenn es keine Möglichkeit gab, so hatten wir beide einen eigenen Briefträger - Knauz, der uns die Briefe zustellte. Unsere Freundschaft war aber doch sehr geheim und gefahrvoll.

An dem Tor, wo ich durchlaufen mußte, stand ein sehr guter Wachmann, der auch wußte, warum ich so oft außerhalb der Zone bis in die Nacht blieb. Ich hatte einmal Pech gehabt, als ich so an 12 Uhr in der Nacht in die Zone zurückkam und durch die Wache ging, so befand sich der Chef von der Wache gerade dort. Ich ging schnell durch die Wache ganz verzagt und dachte, ich bin schon durch, als der Chef schrie: "Zurück! Du weißt wohl nicht, daß alle Häftlinge ab 20 Uhr in der Zone sein müssen?!" Ich sagte, ja. "Nun", fragte der Chef, "wo warst Du so lange?" Ich sagte, ich war gegangen, um Milch zu kaufen. Jetzt schrie er auf mich

los. Schließlich sagte er: "Mach, daß du in deiner Apotheke verschwindest!" Ich hielt mich öfters außerhalb der Zone einige Stunden auf, der Wachmeister Kataulin wußte mein Geheimnis. Unsere Freundschaft mit Ida wurde immer stärker, ich denke, da war auch Liebe dabei.

Wir hatten uns auch ein Stück Land vorbereitet, wo wir uns auf den Winter Kartoffeln anpflanzten. Man mußte die Erde mit Mühe vorbereiten, man mußte die Stumpfen und Wurzeln aus der Erde herausholen. Auf diesem Stückchen Land sind die Kartoffeln sehr schön gewachsen. Sie standen gerade in der Blütezeit, wo ein Frost unsere Kartoffeln verfroren hat, so daß wir eine sehr schlechte Ernte hatten. Wir hatten uns auch am Herbst einen Krautkübel besorgt und haben uns ein ziemliches Teil Kohl eingemacht. Als wir den Kohl in den Kübel eingemacht haben, so haben wir beide an Salz nicht gespart, wollten doch unsere Sache gut machen. Aber wieviel wir da gebrauchen sollten, das wußten ich und die Ida nicht. Dieser Krautkübel mit dem Kohl stand bei meinem Chef - Diwokow, einem Zivilmann, das mußten wir auch ganz geheim alles machen. An einem Feiertag haben wir uns eine schöne Portion schon gesäuerten Kohl geholt und wollten uns ein gutes Mittagessen vorbereiten, ich denk, es sollte Kraut mit Kartoffelbrei geben. Bevor wir den Kohl in den Kochtopf bringen wollten, hab ich den Kohl probiert, ob er auch schon gut durchsäuert sei. Aber als ich das Kraut im Munde hatte, so war es so stark gesalzen, daß die Zunge steif wurde und die Tränen aus den Augen gerollt sind. Ida hat auch probiert, hat aber schnell den Kohl ausgespuckt und sagte: "Mein Gott, diesen Kohl kann man nicht essen". Ida fragte mich, warum haben wir so stark diesen Kohl gesalzen, ich sagte: So stark dieses Kraut gesalzen ist, so stark ist unsere Liebe.

Ida arbeitete, nachdem sie ihre Hand auf der Arbeit verletzt hatte, im Büro, in der Planabteilung, wo ihr Chef auch ein Häftling Jude Zuckermann war. Ida hatte auf der allgemeinen Arbeit einen Unfall, wo ihr an der linken Hand vier Finger gebrochen wurden. Hier könnte man ohne Ende schreiben und schreiben, wie wir uns geheim und immer mit großer Schwierigkeit und Gefahr durcharbeiten mußten. So kam das letzte Häftlingsjahr 1948 bei. Ich hab mich so gut wie möglich vorbereitet für meine Befreiung. Aber das letzte Jahr war für mich von allen 10 Jahren das längste, man zählte jetzt nicht nur die Monate und Tage, sondern auch die Stunden.

Jetzt kam und stand eine große Frage, wie könnte man es machen, daß auch meine vielgeliebte Ida mit mir aus diesem Lager herauskommen könnte? Die Mädels wurden im Jahre 1948 noch nicht losgelassen. Ich war doch mit meinem Chefarzt Paschkewitsch in sehr guten Verhältnissen. Ich hab diesen Paschkewitsch vorbereitet und ihm mein Problem mit meiner Verliebten vorgelegt, daß er mit dem Hauptarzt Lustschai, wenn er wieder kommt, meine Ida durch die Kommission aktieren lassen und der Hauptverwaltung von den ganzen Lagerabteilung diesen Akt vorstellen. Richtig, nach einer Weile kam der Lustschai von Solikamsk zu uns, um unsere Arbeit in der Apotheke und im Krankenhaus zu prüfen. Jetzt dachte ich, ich muß auf der Hut sein und diesen Mann vorbereiten, daß er eine gute Stimmung hatte, bis wir an mein Problem kommen. Wir haben gutes Mittagessen vorbereitet, und ich als Leiter von der Apotheke in solchen Fällen immer dabei war. Um diesem Lustschai die Stimmung noch etwas verbessern, so mußte mein Spiritus - Vini mithelfen.

Als dieser Lustschai die richtige Kondition erreicht hat, sagte mein Chef Paschkewitsch, ruf deine Geliebte Ida herein in die Zone zu uns in das Krankenhaus, wollen sie mal durch die Kommission lassen. Ich bin schnell gelaufen, hab sie gerufen, und sie haben ein Schreiben vorbereitet zur Entlassung. Dies Schreiben wurde nach Solikamsk geschickt bei der Obrigkeit zur Bestätigung von diesem Schreiben.

Es war aber alles ruhig. Meine Haftzeit ging immer näher dem Ende zu, so langsamer kam einem die Zeit vor. Öfters hab ich im Traum meine arme Mutter gesehen, wie wir uns beide umarmten und wie sie weinte.

Als ich studierte in Saratow, hatte ich auch eine Geliebte Bauer Maria, auch eine Studentin aus dem Institut. Diese Bauer hatte Briefwechsel mit meiner Mutter, sie wußte auch, daß meine Haftfrist bald enden würde, so schrieb sie mir, ich sollte doch nach der Entlassung zu ihr kommen. Die Post für uns und die Trudarmeer trug ein Mädel auch von der Trudarmee. So kam dieser Brief in die Hände meiner Verliebten Ida. Als sie ihn gelesen hatte, war sie ganz schockiert. Ich hatte aber durch Briefe von meiner Mutter erfahren, daß diese Bauer verheiratet

war an einem Russe und hatte auch mit diesem ein Kind. Dieser Russe kam an die Front und ist dort umgekommen. Jetzt dachte diese Bauer, ich werde nach der Entlassung zu ihr kommen und ein neues Familienleben anfangen.

Ich hab ihr einen sehr groben Brief zur Antwort geschrieben. Ich schrieb, "der Zug ist schon längst vorbei und daß ich nach meiner Entlassung zu ihr kommen werde, kommt nicht in Frage". Diesen Brief hab ich meiner Ida gegeben, und sie sollte ihn lesen und selbst in den Briefkasten stecken. So war es nach diesem Brief Schluß mit dieser Bauer, solange ich mich noch im Lager befand. Die Zeit ging, und unsere Beziehungen wurden zwischen uns immer liebreicher, wir lebten in der Eintracht. Wir waren verliebt beide, so wie man sagt, bis über die Ohren. Wir haben uns beide geschworen und versprochen beide zusammen dieses verdammte Lager zu verlassen als Mann und Frau.

Am 13. März wurde ich herausgerufen und bekanntgemacht meine Befreiung aus diesem nie vergessenen, verfluchten Lager. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, mir war immer wieder vor den Augen meine liebe verlassene Mutter. Als ich am Abend zu meiner Verliebten kam und ihr mitteilte, daß ich freigelassen werde und morgen nach Solikamsk fahre meine Papiere zu erhalten, als freier Bürger. Hier fing sie an zu weinen und sagte, du fährst jetzt weg und kommst nicht wieder. Ich habe sie so gut wie ich nur konnte beruhigt. Dann ging ich in die Zone und brachte alle meine Sachen zu ihr in die Baracke und sagte: "Hab bitte keine Angst, ich komme unbedingt wieder, hab keine Angst".

Ich fuhr nach Solikamsk noch mit einigen Häftlingen, die auch befreit wurden. Ich wurde sehr höflich empfangen, und keiner nannte mich Häftling, sondern Genosse.

Als mir die Papiere zu meiner Befreiung angefertigt wurden, man fragte mich, wohin ich nach der Befreiung fahren will. Ich sagte: "Ich will zu meiner Mutter". Dann fragte man mich: "Wo ist sie wohnhaft?" Ich sagte: "Kasachstan, Gebiet Taldy-Kurgan". So schauten sie auf die Landkarte und sagten: "Dies ist eine Grenzzone, dorthin geben wir keine Papiere den gewissen politischen Häftlingen". Dann sagte ich: "Woanders hab ich keine Verwandten in ganz Rußland, wo ich hinfahren könnte". "Geh zurück in die Baracke und bedenke dich, wo du hinfahren willst", sagte man mir.

Ich ging mit einer sehr schlechten Stimmung zurück in die Baracke, wo noch einige Häftlinge warteten auf ihre Papiere. So fragte ich einen Mann vom Altaigebiet: "Wo willst du hin fahren?" "Ich fahre nach dem Altaigebiet", sagte er. Ich sagte: "Ich wollte nach dem Gebiet Taldy-Kurgan, aber sie lassen mich nicht, weil dort ist eine Grenzzone". So sagte dieser Mann: "Komm doch mit mir". So habe ich auch gemacht. Ich ging zurück in die Verwaltung und ließ mir die Papiere anfertigen nach dem Gebiet Altai an die Station Berjosowa. So habe ich meine Papiere bekommen, und sie gaben mir noch Geld, um eine Fahrkarte zu kaufen. Ich bekam noch einen Reisepaß, der ein Jahr gültig war. Dann riefen sie mich in ein besonderes Zimmer, wo sie mir eine große Predigt vorlasen. Sie haben mir ein Papier vorgelegt, wo ich unterschreiben mußte, daß ich auf der Freiheit niemandem ein Wort sagen sollte, wo ich im Lager war und überhaupt auch von dem Lagerregime.

Ich ging heraus auf die Straße und bin weggelaufen wie ein abgebrühter Hund und schaute mich nach allen Seiten um mich zu überzeugen, ob nicht eine Wache hinter mir herkäme. Ich ging in den Einkehrhof, wo sich die Expeditoren aufhielten von unserem Lager, wenn sie nach Solikamsk kamen von Mysja. Hier hab ich mich angemeldet, daß ich hier zum Übernachten kommen werde. Dann ging ich zurück in die Stadt und suchte unsere Hauptverwaltung von unserem Usollag. Dort wollte ich nachfragen wegen meiner Verlobten ihre Papiere zur Befreiung aus der Trudarmee.

Als ich dort hinkam, stand ein Wächter an der Tür. Er hat von mir zum Eingang eine Durchgangsbescheinigung oder einen Einlaßschein. Ich sagte, ich hab kein. Er sagte, daß der Eingang für mich verboten ist. Ich bat ihn und hab meine Lage klargemacht und sagte, daß ich nur einige Minuten brauche. Er sagte: "Geh herein, aber nur schnell hin in das Büro und zurück". Ich ging in das Büro, wo einige Frauen hinter den Tischen saßen. Ich fragte: "Wo könnte ich Bescheid finden, wie es mit den Papieren von der Breier Ida sei zur Entlassung aus der Trudarmee?" So sagte eine: "Ich schaue mal nach." Dann sagte sie: "Die Papiere zur Entlassung von Breier Ida sind fertig, es fehlt nur noch eine Unterschrift von dem Hauptchef

vom Lager. Dieser Chef kommt heute Abend, er ist auf einer Beratung, und wenn er unterschreibt, geben wir heute Nacht ein Telegramm nach Mysja mit Befreiungsbefehl". Ich bedankte mich für diese gute Nachricht und ging schnell zurück in den Einkehrhof und legte mich ins Bett und schlief ein. Am nächsten Morgen fuhr ich zurück nach Mysja, erst 50 km auf dem Auto, dann zu Fuß so an 20 km, alleinig durch den Wald, bis an die 3. Lagerabteilung.

Zu meinem Glück kam gerade ein mir bekannter Mann von Mysja und sagte, bringe dieses Gespann nach Mysja zurück, ich fahre weiter mit dem Auto. Ich sagte, das mache ich. Ich legte mich tief in den Schlitten nieder und lies das wilde Pferd laufen, wie es wollte. Als ich nach Mysja kam, das waren auch noch an 12 km, war das Pferd, ein schwarzer Wallach, ganz mit weißem Schaum bedeckt. Als der Leiter von dem Pferdestall, Safronow, das Pferd anschaute, so schaute er auf mich und fragte: "Was hast du nur mit diesem Pferd gemacht?" Ich sagte: "Gar nichts, ich hab es nur laufen lassen, wie es wollte". Dann bin ich schnell weggelaufen, hin in die Baracke, wo meine Ida wohnhaft war.

Am Ende von dieser Baracke hat ein gewesener Häftling, Jude, von Beruf Zahnarzt, gewohnt. Dieser Jude hat mir sein Zimmer zur Verfügung gestellt, bis ich zurück nach Solikamsk fahren werde, für immer, mit meiner Frau. Hier haben wir unser Hab und Gut aus der Baracke hereingeholt und lebten dort so an 10 Tage, bis auch Ida sich verrechnet hat. Dies war für mich der größte Glückstag, daß ich am Tag befreit wurde und in der Nacht ein Telegramm in Mysja eintraf, wo meine Verlobte auch befreit wurde. Als ich nach Mysja zurückkam und Ida mir sagte, daß sie auch befreit wird von der Trudarmee, so haben wir uns umarmt und haben beide vor Freude geweint. Diese zwei Befreiungen aus diesem Hexenkessel haben diese Tage zu glücklichsten Tagen gemacht in unserem Leben.

Bevor ich mich völlig von meinen zurückgebliebenen Mitpilgern im Lager verabschiedete, kam ich auch zu diesem Iwanow, wo ich jenesmal die Apotheke übernommen hatte. Ich hab ihm erzählt, daß meine Papiere, die ich in Solikamsk bekommen habe, sind nicht so erstellt wurden, wie ich sie haben wollte, sie erlauben mir nicht nach Kasachstan zu fahren, wo meine Mutter wohnhaft ist. Er fragte mich: "Wo wohnt deine Mutter?" Ich sagte: "Im Gebiet Taldy-Kurgan". Dann sagte er: "Sei nicht so blöde und fahr hin, wo deine Mutter wohnhaft ist und schick sie alle zum Teufel". Dieser Iwanow hat mich so überzeugt, daß ich es genau so machte, bin direkt zu meiner Mutter nach Kasachstan gefahren.

Am 13. März 1948 bin ich und Ida Breier mit unserem bißchen Hab und Gut von Mysja auf einem Schlitten losgefahren. Es war ein warmer Märztag. Es hat etwas geschneit mit großen Schneeflocken. Wir haben uns im Schlitten ganz dicht aneinander geschmiegt und fuhren mit einer fröhlichen, glücklichen Stimmung in die Freiheit - Freiheit!

Meine Beschreibung vom Anfang meiner Befreiung bis zur Auswanderung nach Deutschland, das ist schon ein ganz anderes Kapitel.

Somit jetzt Schluß

20.11.1992

EINIGE BEMERKUNGEN AUS DEM BUCH „ARCHIPEL GULAG“ VON SOLSCHENIZYN
Zitaten und Wörtergebräuche

Solschenizyn schrieb, daß aus Erzählung der Lagermenschen, sollen die Lager bei Krasnaja Wischera im Jahre 1929 gegründet wurden und sich dann verbreitet haben nach dem Norden, dem sogenannten Solikamlag und Sewerurallag und das Lager von Beresniki, wo in jener Zeit ein großes Chemiewerk gebaut wurde. Jedes Lager hat seine kleinen Inseln, Neubildungen. So gab es Lagerabteilungen, z.B. Usollag und Nyroblag. Jedes Lager hatte seine sogenannten Kopflagerpunkte und dann schon die sogenannten Komandirowkas. Aber die allerersten Lager waren organisiert auf den Solowki-Inseln, und dann haben die Kommunisten die sogenannten Verbesserungs- und Arbeitslager und Kolonien aller Arte im ganzen Lande organisiert.

Millionen von Stacheldraht-Kilometern wurden gezogen, kreuz und quer durcheinander. Die häßliche Lagertürme, Mißgeburten wurden Warenzeichen unserer Landschaft. Später entstanden im Donbass, an der Wolga und desgleichen, am mittleren und unteren Uralstrand, Transkaukasien, Mittelasien, Mittelkasachstan, Sibirien und im Fernen Osten. Mir wurden aufgebrummt 10 Jahre von dem §58 Punkt 10, und ich hab sie abgebiest in dem sogenannten Usollag. Vom 28. Mai 1938 bis 13. März 1948.

Einige Worte von der Lagereinrichtung und dem Lagerleben

Im Lager hat man auch eine Sonderabteilung des Lagers B.U.R. (das heißt Baracke mit verstärkter Regime). Die Zone vom Lager ist gut bewacht, hat einen festen Zaun, eine gut angelegte Vorzone und richtig verteilte Wachtürme. Jeder Fleck in der Zone ist mit dem Auge zu erfassen mit der Kugel zu erreichen.

Die Unterweltler hatten auch ihren Lagerschargon - Losungen. Sie sagten zum Beispiel: "Wir haben die Bäume nicht gepflanzt und wollen sie auch nicht fällen", oder: "Der Bär soll arbeiten". Manchmal sagten sie: "Käme nur doch der Abend, damit wir morgen wieder zur Arbeit dürften". Sie hatten auch solche Wörter in Gebrauch, wie angeln, verlegen, murksen, ausmisten, eseln, beschuppen, vermasseln, quasseln, Breme, Jauche, Kolocha, Wertuchai u.s.w. Dann sagten sie öfters: Wer den Wagen zieht, bekommt die Peitsche zu kosten. Oder so: Gebe uns Gott, alles zu können, bloß nicht alles tun zu müssen. Ein feuriges Pferd lebt nicht lang. Arbeit ist ohne Ende. Ein Kauten als Lohn für eine Woche Fron.

Die Einstellung der Seki zur Arbeit bestimme ihre Einstellung zur Obrigkeit. Von außen ist der Sek ganz Unterwürfigkeit, furchtsam, aber wenn ihn der Natschalnik anschnauzt oder einfach in der Nähe steht, macht er einen krummen Rücken und ist ganz gehorsam. In Wirklichkeit ist es nur ein simple Berechnung, um eine Strafe zu umgehen.

Das Lagerlied lautet: Sei verflucht, du Planet Kolyma,

Welcher Lump hat dich nur erfunden?

Die Seki haben 3 Ziele: erstens Ration, Machorka und Balanda. Die Schlaffähigkeit - im Schlaf läuft die Frist rascher ab, oder die Nacht ist zum Schlafen, da der Tag ist sich auszuruhen. Wenn die Seki einen Stamm haben, so steuern sie alle zum dünnen Ende. Die Unterweltler haben ein Gesetz: Krepier du heute, aber ich morgen. Dann haben sie noch ein Gebet: Glaube nichts, fürchte nichts und bitte nichts.

Ein Brand im wörtlichen Sinne regt einen Sek nicht auf, er hängt nicht an seiner Behausung, bemüht sich nicht mal, ein brennendes Gebäude zu löschen, stattdessen gewiß, daß man ihm ein anderes hinstellen wird. Das Wort abbrennen gebraucht er nur im Sinne eines persönlichen Mißgeschicks. So wenn man z.B. einen Sek fragt, wieviel hast du bekommen und abgesessen, so antwortet er, habe drei bekommen, fünf abgesessen und bin vorfristig losgekommen. Dann noch solch ein Sprichwort: Wer nicht dort gewesen, wird dort hineinkommen, wer hineingeriet, wird nicht vergessen. Die Unterweltler gedeihen nur, wenn sie zum Aussaugen wie Parasiten gegen die normalen Menschen sind.

Meistens haben Kommandant, Brigadier, Erzieher usw. sogenannte Vertrauensleute, die waren auch aus den Rehen der Seki, diese haben mit Knüppeln die anderen Seki geschlagen, wo manches verschuldet hatten. Zum Beispiel beim Morgenappell war solch eine Tradition "Raustreten ohne Letzten", hier waren hauptsächlich die Arbeitsverweigerer dabei.

Einige Worte von den Ausbrechern

Wenn ein Ausbrecher abmarschierte und mit den Hunden aufgespürt wurde, so wurde der Sek zur Belehrung den Hunden überlassen, die auf ein Kommando einem Menschen an die Kehle zu führen, ihn zu beißen oder ihm einfach die Kleider vom Leibe zu reißen, bis er splitternackt dasteht. Und noch ein Schild läßt sich schreiben, das fällt in die Kompetenz der Kultur- und Erziehungsstelle: "Ich wollte fliehen, aber die Wachhunde haben mich eingefangen". Mit diesem Schild, das an den Hals angebracht wurde, treibt man den Gefangenen durch das Lager.

Wenn ein Ausbrecher erschossen wurde bei dem Ausreißen, so wurde der Leichnam vor der Zone an der Wache hingelegt, wo er einige Tage lag und es wurde immer wieder gezeigt und gesagt, schaut so ein Schicksal erwartet jeden, der aus der Zone abhauen will.

Wer hat Chancen zum Überleben im Lager?

Der Archipel ist eine Welt ohne Diplome, du hast selbst dein Wissen und Können zu bezeugen. Dem Sek stehen keinerlei Ausweise zu, demnach auch keine Schulzeugnisse. Sobald du in einem neuen Lagerpunkt eingetroffen bist, machst du dich auch Erfinden: Was soll ich mir diesmal anmelden gehn? Bevorzugt sind im Lager die Feldschern, Friseure, Akkordeonspieler, Glaser und Automechaniker. Doch weh dir, wenn du Genetik oder, Gott behüte, Philosophie studiert hast, Sprachwissenschaft oder Kunstgeschichte, da bist du geliefert! Nach zwei Wochen bei den Allgemeinen hast du ins Gras gebissen.

In meinem ersten Schreiben über mein Lagerleben hab ich auch ein Fall beschrieben, wo zu mir auf den Lagerpunkt ein "Arzt" zugeschickt wurde namens Schukow und wie es sich herausstellte, daß er ein Betrüger war. Die Ärzte und Feldschern wurden auch noch wegen dem nicht auf allgemeine Arbeit geschickt, weil sie auch die Familien von den Natschalniks kurierten. Die Juristen, Pfaffen, Poeten und Männer der Wissenschaft, die durften nicht anders als in den Allgemeinen verfaulen. Als Pridurken waren sie schwer zu gebrauchen. Solch eine Ordnung war es im Lager. Es war ein Kampf ums Dasein.

Die Schergen unter der Führung von unserem Väterchen Stalin haben einen Hexentanz geschaffen, wo das ganze Land durchwirbelt hatte. Es waren in den Jahren von 1936 bis 1938 fast alle Menschen in Rußland politische Verbrecher. Es wurden fast allen die verschiedensten Paragraphen zugeschrieben, zum Beispiel lautet nach dem Gesetz:

1. Die Nationalisten und Separatisten wurden gestempelt mit dem Paragraph 58-2
2. Die Agenten der Weltbourgeoisie " " " 58-4
3. Die anderen wieder Spione " " " 58-6
4. Diversanten " " " 58-7
5. Die Terroristen " " " 58-8
6. Die Schädlinge " " " 58-9
7. Die Saboteure " " " 58-14
8. Die Nichtdenunzianten " " " 58-3

Um diese Beschuldigungen juristisch anzufertigen, hatten die Untersuchungsrichter verschiedene Methoden, z.B.: Psychologischen Kontrast! Nach einem bedrohenden, groben und unhöflichen Verhalten zu seinem Opfer, ging der Untersuchungsrichter plötzlich über während des ganzen Verhörs äußerst liebenswürdig mit dem Opfer um, und wenn er kein Gestehen, Bekennen und eine Unterschrift bekommen hat, so dreht sich das Blatt plötzlich um, und da fängt der Untersuchungsrichter an: "Pfui du Dreckskerl! Neun Gramm ins Genick!" Manchmal machte man einleitende Erniedrigung, z.B. wurden die Verhafteten in Erwartung des Verhörs bäuchlings in den Gefängnisgang gelegt; und Kopfheben verboten, Sprechen verboten.

So lagen sie wie betende Muslimmänner einige Stunden lang, ehe der Wärter an der Schulter rüttelte und zum Verhör abgeführt hatte.

Jedes Mittel, das den Häftling verwirrt. Wenn z.B. Frauen Untersuchungsrichter waren, so zog sich die Untersuchungsrichterin Stück für Stück aus und hörte aber mit den Fragen keinen Augenblick auf, marschierte im Zimmer auf und ab, trat dicht an Opfer heran und verlangte, daß er nachgebe und endlich aussage. Dem Untersuchungshäftling steht der Verstand still, gleich wird er unterschreiben. Sie riskierte aber nichts: Der Revolver liegt auf dem Tisch, die Klinge ist in Reichweite.

Einschüchterung: Sie wollen nicht verstehen? So müssen Sie auf die Solowki. Wer gesteht, den lassen wir laufen usw.

Die Lüge: Er kann beliebig viele Protokolle vor uns legen mit gefälschter Unterschrift, es ist ein eleganter kriminalistischer Kunstgriff.

Mit Drohungen: Daß seine Familienmitglieder leiden müssen, wenn er nicht unterschreibt. Sogar wird gelogen, daß seine Frau schon in der anderen Zelle sitzt usw. Dies ist eine Spekulierung auf verwandtschaftliche Gefühle.

So könnte man hunderte von verschiedenen Methoden und Schlechtigkeit verwenden, um diese Unterschriften von den Häftlingen durch Zwang zu erhalten, daß nur die verschiedene Dummheiten unterschreiben sollte.

Weswegen brauchte man eine solche große Menge unschuldiger Menschen in den Lagern?

War überhaupt nützlich die Sträflingsarbeit für den Staat? So hat z.B. Molotow gesagt auf dem VII. Sowjetkongress wie folgt: "Wir haben dies früher getan, tun es jetzt noch und werden es weiterhin noch tun". Dieser Molotow sagte, dies ist vorteilhaft für Gesellschaft und auch nützlich für die Verbrecher. Es war doch sehr nützlich, solch eine Armee zu halten, so zum Beispiel, bei dem Bau des großen Weissmeer-Ostsee-Kanals. Alles wurde im Lager, mit dem sogenannten Lagerjargon gesprochen, "mit Furzdampf“ gemacht anstatt mit Kraftwagen.

Einen unwiederholbaren Gewinn haben die Lager gebracht, weil aus fügsam geleisteter billiger Sklavenarbeit herausgeschunden. Sie war nicht mal billig, sondern kostenlos; für den Erwerb eines Sklaven. Die Lagerleute arbeiteten umsonst.

Die Lagerfeudalherren unserer Industrie gaben es bei den Lagerkonferenzen nach dem Krieg zu, "die S/K - SK haben in der Arbeit des Hinterlandes eine große Rolle gespielt, und daß ihre Arbeit zum Sieg beigetragen hat". Doch niemand wird sich finden, in den Marmorsteinen über ihren Knochen die vergessenen Namen einzumeißeln. Meine Frau erzählte mir, wie sich die Lagerobrigkeiten in der Trudarmee über die Frauen und Mädels lustig machten. Sie haben ihnen die Haare kahl abgeschnitten und angezogen wie eine Vogelscheuche und dann eingespannt und mußten zwei an der Deichsel ziehen und zwei an den Seiten schieben und die Obrigkeit ist auf den Pferden mit den Peitschen nebenhergeritten und haben geschrien und geschimpft, weil sie so langsam gingen. Solche Karawanen fuhren öfters durch die Stadt, wo die Städter standen und lachten sich aus und sagten, schaut das sind Faschisten.

In den Lagern, wo die Männer waren, d.h. die sogenannten Trudarmeer, war es ganz schlimm, so wie mir einige Männer erzählten, die glücklich aus diesem Hexenkessel herauskamen. So wie z.B. in Tscheljabinsk, wo ein großes Hüttenwerk gebaut wurde, sind am Herbst über 35.000 Mann hingebracht worden und in solchen Verhältnissen arbeiten mußten und solch eine schlechte Nahrung bekamen, daß bis zum Frühling von diesen 35.000 nur noch 5 bis 6.000 übriggeblieben sind. Die anderen sind verhungert. Überhaupt in den Trudarmeelagern war es viel, viel schlimmer, als bei uns im Lager, wo verschiedene Verbrecher eingesperrt waren. Wie es wirklich in den Trudarmeelagern herging, das müßte schon derjenige beschreiben, der sich dort befand. Manche Männer, die in der Trudarmee waren, haben öfters was eingerichtet oder probiert auszubrechen, und da wurden sie eingefangen und bekamen

durch das Gericht 2-3 Jahre Haft und kamen zu uns in das Verbesserungslager, wo sie eine bessere Chance hatten um zu überleben als im Trudarmeelager. Nach Erzählungen von einigen überlebenden Trudarmeern war es eine schreckliche unbeschreibliche Geschichte, wie sie die deutschen Männer durch schwere physische Arbeit und ganz schlechte Ernährung hingerichtet haben.

Nachdem der Krieg zu Ende war, wurde es in den Lagern etwas leichter mit allem. Es wurde von der Lagerobrigkeit schon verlangt, daß es weniger Exitus (Sterbefälle) geben sollte. So haben sie schon ganz schwache Männer aktiert, d.h. als unfähige Menschen, es waren Hingänger, Dystrophiker, die nicht mehr arbeiten konnten. Solche Männer hat man nach Hause gelassen. Aber viele von diesen ausgehungerten, schwachen Menschen sind an den Bahnhöfen und in den Waggons auf dem Wege nach Hause gestorben, und ohne Verwandte und Bekannte wurden sie verscharrt in der Fremde oder einfach herausgeschmissen. Zu Hause hatte doch jeder Kinder, Frauen, Geschwister, die auf ihren Vater warteten. So sind viele, viele deutsche Männer vermißt bis auf den heutigen Tag. Man kann überhaupt nicht beschreiben, was mit dem deutschen Volk gemacht wurde vor dem Krieg, während des Krieges so auch nach dem Krieg.

NACH MEINER BEFREIUNG
vom 13. März 1948 bis zum 4. Dezember 1990

So, wie ich schon oben beschrieben habe, sind ich und meine Verlobte Ida von Mysja weggefahren und kamen in einem Dorf Tatarsk an, dort war ein Einkehrhof, der speziell für unsere Lagerpunkte gemietet war. Wir waren beide auf dem Weg nach Tatarsk stark durchgefroren, so hat uns diese Wirtin einen Tee zubereitet, und wir mußten nach den russischen Regeln auf einem Russenofen uns schlafen legen. Am nächsten Morgen ging es weiter auf einem Auto bis nach der Stadt Solikamsk, an den Bahnhof.

Trotzdem, daß meine Papiere waren nach dem Gebiet Altai angefertigt, bestellte ich mir die Fahrkarte nach Kasachstan, an die Station Usch-Tobe. Als wir auf diesem Bahnhof saßen und warteten auf den Zug, so wurden deutsche Gefangene hereingebracht, ganz in der Uniform, wie bei der Deutschen Wehrmacht. Der Milizionär hat diese beiden Männer einige Minuten alleinig dasitzen lassen. Ich hab mich zu ihnen gesetzt und hab mich mit ihnen unterhalten, solange der Milizionär weg war. Es stellte sich heraus, es waren zwei Kriegsgefangene und wurden nach dem Papierkombinat gebracht. Diese Männer waren von Beruf Fachleute in der Papierherstellung. Als ich mich mit ihnen unterhalten hab und sie hörten, daß ich noch ganz gut die deutsche Sprache beherrsche, da haben sie sich sehr verwundert. Sie fragten mich, wie lange ich schon in Rußland sei? Ich sagte, meine Vorfahren sind nach Rußland von Deutschland ausgewandert im Jahre 1764. Sie sagten: Und bis jetzt beherrschen Sie noch die deutsche Sprache. So kam der Milizionär und bat sie mitzukommen. Ich hab mich von ihnen verabschiedet und wünschte ihnen alles Beste.

Es liefen immer wieder die Milizionäre herum und kontrollierten bei den Abreisenden ihre Papiere. Ich hatte Pech gehabt, weil meine Papiere nach Altai angefertigt waren und hatte aber schon die Fahrkarte nach Kasachstan. Ich hatte doch immer noch die Häftlingsangst in mir. Unser Zug kam endlich an, gewiß, so wie es in Rußland die Regel ist, mit einigen Stunden Verspätung.

Wir stiegen ein in den Waggon und suchten uns unsere Plätze. Hier hab ich mich erinnert an einen von meinen Lagerkollegen, es war ein Reichsdeutscher, er hieß Ernst. Dies war ein sehr großer Humorist. Am letzten Abend, bevor er befreit wurde, kam er auf die Szene, wo sie ihn fragten: Ernst, was für eine Stadt in Rußland hast du am liebsten? Er sagte, die Stadt Solikamsk. Dann fragten sie ihn: "Aber was für ein Lied gefällt dir am besten in Rußland?" Er sagte: "Lebe wohl, meine liebe Stadt Solikamsk". Als wir an die nächste Station ankamen, so atmete ich tief ein und sagte, jetzt sind wir freie Menschen, jetzt können wir fahren und gehen, wo wir nur hinwollen und brauchen keine Angst zu haben vor einer Wache; mir kam es komisch vor, daß man jetzt so ohne Wache sich frei bewegen konnte.

So fuhren wir von dem Nordural nach Süden, bis zur Stadt Nowosibirsk. Als wir in den Wartesaal bei dem Bahnhof hereinkamen, so haben wir eine solche Menschenmenge getroffen, so viel ich in meinem Leben noch nicht gesehen hatte. Ich hab mich in die Reihe anschreiben lassen auf den Zug, wo nach Süden geht. Ich bekam meine Nummer auf die Hand geschrieben, es war die Nr. 387. Ich fragte die Wartenden, wie lange sie schon hier liegen und warten auf ihren Zug? Manche sagten, 8 Tage, manche 10 Tage. Hier hatte ich wieder Pech gehabt, sehr wenig Geld und so lange hier warten, das geht nicht. Ich fand eine Frau, die ganz dicht an der Kasse stand und auch eine Fahrkarte erhalten wollte nach Kasachstan. Ich fragte sie, ob sie nicht auch für uns zwei Fahrkarten kaufen könnte? Sie sagte, das kann ich machen. Ich gab ihr Geld und unsere zwei Fahrkarten, sie sollte unsere Fahrkarten nur bestätigen lassen, wo wir in Solikamsk erhalten hatten, um umzusteigen auf diesen Zug. Als diese Frau an die Kasse kam, so haben sie unsere Fahrkarten nicht bestätigt. Jetzt stand ich da, was machen? Der Zug kam an, die Anhaltezeit 15 Minuten. Ich hätte unsere Fahrkarten an einer beliebigen Kasse abstempeln können, weil ich Papiere hatte, daß ich ein entlassener Häftling sei. Aber die, wo aus der Trudarmee entlassen wurden, diesen war es nicht so einfach. Ich nahm meiner Verlobten ihre Fahrkarte, legte sie unter meine und ging zu der Militärskasse und gab sie so

einer alten Frau, sie schaute nicht lange, als sie sah, daß ich aus der Haft entlassen wurde, und stempelte unsere beiden Fahrkarten ab.

Wir sprangen schnell zum Gepäcksaufbewahrungsraum und haben unser Gepäck herausgeholt, und so hat der Zug schon gepfiffen zum Abgehen. Der Zug ging schon so langsam los, wir sprangen aber doch noch in den Waggon hinein. Als wir, auf der Suche nach unseren Plätzen, durch den Zug gingen, waren wir überrascht, daß die Waggons fast leer sind. Hier wurde es klar, daß das alles absichtlich gemacht wurde. Sie haben übergeben, daß keine Plätze frei sind, und so an fünfzig Fahrkarten täglich verkauft, um sich bestechen zu lassen, und die Menschen konnten nichts dagegen tun, sie lagen wochenlang, und die Waggons fuhren leer hin und her. So fuhren wir dem unbekannten Kasachstan entgegen.

Wir kamen an die Station Usch-Tobe an, und ich erkundigte mich, wie weit ist es bis zur Stadt Karabulak? Die Antwort war: 60 km. Ich habe mein letztes Geld für ein Telegramm ausgegeben für meinen Bruder Jacob. In dem Telegramm stand, daß er uns mithelfen sollte oder abholen zu sich. Nach 24 Stunden haben wir aufgegeben auf eine Antwort zu warten und haben uns überlegt, was jetzt machen ohne Geld und ohne Essen? (Später haben wir erfahren, daß mein Bruder nicht zu Hause war, er war in der Stadt Taldy-Kurgan auf einem Seminar.) Ida sagte, komm wir gehen zu Fuß, vielleicht nimmt uns jemand mit bis nach Karabulak. Wir haben unser Gepäck in den Gepäckaufbewahrungsraum abgegeben, haben uns nur saubere Wäsche zurückgelassen, um sich umzuziehen, wenn wir zu meinem Bruder kommen. Wir gingen aus der Stadt, Richtung Taldy-Kurgan und wollten ein Auto anhalten, aber umsonst, keiner hielt an. Stunden später hielt einer an und fragte sofort, wieviel Geld gibst du bis nach Taldy-Kurgan; ich sagte, wir haben kein Geld, so sagte er kein Wort und fuhr weg.

Langsam holte uns eine Frau - Koreanerin ein. Ich fragte sie, wie teuer nehmen die Fahrer bis nach Taldy-Kurgan? Sie sagte: 25 Rubel für eine Person. Wir haben uns unterhalten, und ich sagte ihr, von wo wir kommen und wohin wir wollen und haben keine Kopeke Geld. Dann sagte ich, ich hab hier 1 Paar neue Wäsche, vielleicht könnten Sie für Ihren Mann gebrauchen. Sie sagte, ich hab diese Wäsche nicht besonders nötig, aber weil Sie in einer solchen Lage stecken, nehm ich sie doch für 50 Rubel. Wir hielten endlich einen Lastwagen an, und er hat uns bis nach Taldy-Kurgan mitgenommen. Vor der Stadt hielt er an und setzte uns ab. Jetzt standen wir wieder, kein Geld, nichts zum Verkaufen. Es ist nichts übriggeblieben, als zu Fuß unsere Reise weiter fortzusetzen.

Ich fragte einen Mann, wie weit ist es von Taldy-Kurgan bis nach Karabulak? Die Antwort war, so an 15 km. Es war schon so an 5 Uhr Nachmittags. Als wir so an 10 km hinter uns hatten, gab es an den Fußsohlen Wasserblasen vom Laufen. Wir haben uns barfuß gemacht und sind barfuß losgelaufen. Es war noch ziemlich kalt, so haben wir vor Karabulak unser Fusswesen angezogen und kamen im Dunkel in Karabulak an. Wir suchten die Straße Kolchosnaja auf und fragten auf der Straße, wo noch Schüler Fußball spielten, ob sie nicht wissen, wo die Lehrerin Olga Petrowna Johannes wohnhaft sei? So sagte ein Junge, sie wohnt dort in diesem Häuschen, wo das Licht brennt. Als wir hinkamen in die Nähe von diesem Häuschen, so sah ich unseren Teekessel auf dem Fensterbrett stehen, wo meine Eltern von Amerika mitbrachten als sie im Jahre 1913 von Amerika nach Rußland zurückkamen. Als ich den Teekessel sah, so war ich schon froh und dachte, wir sind richtig gelandet.

Ich klopfte an der Tür, so kam meine Mutter heraus und fiel mir mit Tränen um den Hals. Sie sagte, komm herein. Ich sagte, ich bin nicht alleinig, wir sind zu zweit. Ida stand im Dunkel von der Seite, sie genierte sich mit mir hereinzugehen. So hat die Mutter uns beide eingeladen ins Vorzimmer. Meine Mutter hatte uns eine große Pfanne Kartoffeln gebraten und Tee vorbereitet. Meinem Bruder seine Frau ist nicht aufgestanden aus dem Bett, wo sie lag im Nebenzimmer. Wir waren sehr müde und da haben nicht viel miteinander gesprochen, es war Samstag, legten wir uns schlafen. Am nächsten Morgen, es war Sonntag, gingen wir auf den Markt und haben manches eingekauft. Jetzt am Montagmorgen sagte mir mein Bruder Jacob erst, daß mein Bruder Theodor schon zwei Monate zurück entlassen wurde nach seinen 10 Jahren Haft und arbeitet als Buchhalter auf einem Heilpunkt in der Nähe vom Bahnhof, wo er auch wohnhaft ist.

Wir gingen beide, ich und Ida, zu ihm an diesen Heilpunkt. Als wir in sein Büro hereinkamen, so sprang er hinter dem Tisch auf und umarmte mich und auch Ida. Er war so froh, daß er weinen mußte. So gingen wir in sein Wohnzimmer. Hier hat er erzählt, wie Jacob mit seiner Russenfrau lebt. Ich und Ida haben es gemerkt, daß bei Jacob es in der Ehe was nicht stimmt. Als Theodor zurückkam aus dem Lager, wohin? Bei die Mutter und Bruder. Er wohnte einige Tage bei meinem Bruder, und da hat schon die Russin meinem Bruder vorgeschmissen, daß sie nicht die Meinung hätte, alle ehemalige Häftlinge zu füttern. Mein Bruder hat sich sehr grob mit ihr auseinandergesetzt und hat sie auf Russisch alles zusammengehiessen und hingeschickt, wo sie geboren wurde. Am nächsten Tag bekam er Arbeit auf diesem Heilpunkt, und da hat er sein Hab und Gut zusammengeräumt und zog aus. Über uns zwei sagte Bruder, dort bei dieser Russenmatschke könnt ihr nicht sein. Dann sagte er, kommt zu mir, bei mir könnt ihr euch fühlen wie zu Hause, Ida kann uns kochen und in unserer Stube Ordnung machen, und wir gehen unseren Geschäften nach. Diese Russin ist auch sehr grob mit meiner Mutter, ich werde sie zu mir nehmen.

Am nächsten Tag ging ich und Theodor in die Miliz – Polizei, um mich anzumelden und auf die Rechnung zu stellen. Als ich in das Büro kam, so sitzt hinter einem großen Tisch, mit einem grünen Tuch bedeckt, ein typischer ausgefressener, rothaariger, unrasierter Russe. Ich zeigte ihm meine Papiere und Paß, er schaute sie an und dann auch mich von Kopf bis Fuß, und dann schrie er auf mich los: "In 24 Stunden mußt du verschwinden aus dem Gebiet Taldy-Kurgan!" Dann sagte er, Karabulak liegt in der Grenzzone, hier ist nicht erlaubt zu wohnen den politischen Verbrechern. Ich ging heraus auf die Straße, wo mein Bruder auf mich wartete. Ich war ganz schockiert und dachte, was jetzt anfangen, kein Geld, keine Wohnung, keine Arbeit, ich war ganz in Verzweiflung.

Mein Bruder fragte mich, was ist los? Komm, wollen uns hier auf die Straßenbank setzen und wollen mal alles besprechen. Ich hab ihm alles erzählt. Dann sagte mein Bruder, komm, wollen mal bei die Kommandantur gehen, wo alle Deutschen im Rayon auf Rechnung sind. Wir suchten dieses Gebäude auf, und ich ging ganz geschlagen hinein, und so war der Gehilfe des Kommandanten da. Ich zeigte ihm meine Papiere und meinen Paß. Er schaute mich an und fragte, von wo ich gekommen bin und zu welchen Verwandten ich gekommen sei u.s.w.

Ich habe ihm alle Fragen beantwortet und sagte, daß der Leiter von der Polizei mir 24 Stunden Frist gab, um zu verschwinden aus diesem Gebiet. Dann sagte er zu mir, du hast in der Polizei nichts zu tun, du bist unser Mann. Dieser Kommandant Jefremow war ein Invalid von der Front, er hatte einen deformierten Unterkiefer. Dann sagte er, wenn deine Mutter und Brüder hier wohnhaft sind, so kannst auch du hier wohnen. Dann fragte er mich, was hast du für ein Beruf? Ich sagte, Mediziner, so nahm er ein Papier und schrieb mir einem roten Bleistift ein Schreiben an den Rayonsleiter für Gesundheitswesen Genosse Poltawez. Dies Schreiben lautet: "Genosse Poltawez! Ich bitte Sie, verschafft diesem Johannes Emanuel eine Arbeitsstelle, wenn keine Arbeitssteile frei sei, so wechselt jemanden und stellt ihm eine Arbeit zu."

Am nächsten Tag suchte ich die Anstalt für Gesundheitswesen auf und stellte mich vor und gab ihnen das Schreiben von diesem Kommandant. Der Leiter Poltawez war abwesend, er war bevollmächtigt in einem Kollektiv während der Frühjahrsaussaat. Der Gehilfe von ihm, Orlow, sagte, er kommt nach zwei Wochen. Orlow sagte, wir haben zwei Stellen, wo wir einen Mediziner haben müssen. Die eine Stelle ist im Kollektiv „Thälmann“ und dann die zweite Stelle im Dorf Utenai, wo wir einen neuen medizinischen Punkt organisieren wollen. Im Kollektiv „Thälmann“ muß man arbeiten für Einheiten, und es liegt in der Grenzzone, die zweite Stelle in Utenai liegt außerhalb der Grenzzone, und dort bekommt man für seine Arbeit Geld. Ich sagte, schreibe mir ein Befehl nach Utenai als Leiter von einer neuorganisierten Ambulanz. Dieser Befehl mußte aber unterschrieben werden von dem Leiter. So hab ich müssen 2 Wochen warten, bis dieser Poltawez zurückkam aus diesem Kollektiv, wo er bevollmächtigt war.

Mein Bruder Theodor hat Land bekommen, wo ich und Ida mit dem Spaten umgegraben haben und einpflanzten mit Kartoffeln, Mais, Bohnen und anderen Gemüsen. So haben ich und Ida uns 3 Wochen bei meinem Bruder nochmal aufgehalten. Als dieser Poltawez zurückkam, so hat er mich nochmals ausgefragt, wo ich studierte, wo ich zuletzt arbeitete u.s.w. Dann hat er

unterschrieben meinen Befehl, daß ich werde geschickt als Leiter von einem neugegründeten medizinischen Punkt im Dorf Utenai.

In dieser Zeit hatte ich schon mein Hab und Gut von Usch-Tobe aus dem Gepäckaufbewahrungsraum abgeholt. Am 25. April 1948 fuhr ich mit diesem Befehl in der Tasche nach Utenai. Ich stellte mich vor im Dorfsowjet, bei einem typischen kasachischen Frauenzimmer, wo fast kein Wort auf Russisch sprechen konnte. Ich zeigte mein Schreiben ihr von dem Leiter des Rayonsgesundheitwesens. Sie schaute mich von Kopf bis Fuß an und sagte, Wohnung haben wir keine, und Wohnraum für einen medizinischen Punkt haben wir auch keinen. Sie sagte, hier hat eine Jüdin eine kurze Zeit gearbeitet, sie hat ihre Sprechstunden bei sich zu Hause in ihrer Wohnung durchgeführt. Ich stand jetzt wieder da, keine Wohnung, keinen Raum für Ambulanz und überhaupt gar nichts. Sie sagte, kommen Sie nur mit ihrer Frau, wir werden, was nicht ist, finden zur Wohnung und so weiter.

Dann ging ich bei meinen Chefarzt Muradow nach Krupsky und stellte mich vor bei diesem Tschetschenen, sein Gehilfe war ein Russe Schestakow. Diese Männer haben mich begrüßt und sagten, wenn du zu uns kommst und diese 5 Dörfer bedienen wirst, das wäre für uns eine große Hilfe. Es wurde Abend, aber wo übernächtigen? So ging ich der Straße entlang und fragte, wo sind hier deutsche Familien wohnhaft? Ich fand auf der 4. Straße eine Familie, wo mich aufgenommen haben, um zu übernächtigen.

Am nächsten Morgen ging ich zu Fuß nach der Station Tendek (Kirowsk), um nach Karabulak zu fahren auf der Eisenbahn. Als ich an die Kasse kam, um eine Fahrkarte zu kaufen, so verlangten sie meinen Paß. Diese Frau schaute meinen Paß an und gab mir ihn zurück und sagte, ich kann euch keine Fahrkarte aushändigen, weil in eurem Paß kein Stempel mit der Nummer 2 steht. Diese Ziffer 2 bedeutete die zweite Grenzzone. Der Zug stand aber nur 10 Minuten, was machen? Es kam ein Junge heraus aus einem Waggon und lief zu einem Kiosk. Ich ging zu ihm und sagte ihm, was ich für ein Problem habe. Ich sagte, gib mir deine Fahrkarte und du steigst ein, dich kennt schon die Aufsichtsperson in dem Waggon. So gab er mir seine Fahrkarte, und so fuhr ich, wie man sagte, wie ein Hase noch umsonst bis nach Karabulak. Wo man nicht hinkam, war man immer mit Schwierigkeiten verbunden. Man mußte sich oftmals auch mit Schlechtigkeit und Betrug durcharbeiten.

Als ich zurück nach Karabulak kam, da sagte ich meiner Frau und meinem Bruder kein Wort, daß dort in Utenai keine Wohnung vorhanden sei und auch kein Raum für einen Medpunkt.

Mein Bruder Theodor hat uns zum Bahnhof begleitet und sagte über meine Frau, es tut mir Leid, jetzt fährst du weg, jetzt hab ich keine Köchin mehr. Mein Bruder war doch in jener Zeit noch ledig. Aus der Grenzzone konnte man fahren ohne Paß. Wir kamen an wieder in Tendek, von wo wir zu Fuß mit unserem Gepäck nach Utenai spazierten, es sind so an 10 km. Ich ging wieder zu dieser Dorfsvorsitzenden und fragte, wo könnte man eine zeitweilige Wohnung bekommen? So schickte sie ihren Sekretär Schumakali mit uns in eine Schule, wo er uns ein Zimmerchen zeigte von 12 qm. Es waren in dieser Schule 2 solche Zimmerchen, das eine war schon belegt von zwei Lehrern, Sergej und Katharina Gorbatschow. Hier, sagte dieser Sekretär, ist eure Wohnung und auch eure Ambulanz.

Der Anfang von meinem Leben und meiner Arbeit im Dorf Utenai von April 1948 bis 1958

Jetzt standen wir da und schauten in das leere Zimmerchen, kein Bett, kein Tisch, kein einziger Stuhl, kurzum gar nichts. Wir haben uns auf unser Gepäck niedergelassen und wußten nicht, womit wir anfangen sollen. Die erste Nacht schliefen wir auf den Bodendielen. Am nächsten Tag holte ich aus einem Klassenzimmer ein Tischchen, zwei Stühle und eine Bank. Morgen früh, wir haben noch geschlafen, kam eine Frau an die Tür und klopfte an. Wir machten auf, so stand eine Frau und hatte einen Topf Milch und Zwieback und sagte, nimmt, das ist euer Frühstück, es war eine Polin - Ostrowskaja, und entschuldigte sich für die frühe Störung. Ich sagte meiner Frau, es gibt hier wahrscheinlich auch gute Menschen in diesem Dorf.

Am nächsten Tag ging ich durchs Dorf und schaute mir dieses kleine Kasachendorf an. Die Einwohner waren multinational, die meisten waren Kasachen, es waren auch Chinesen, Koreaner, Tataren, Russen, Usbeken, Tschetschenen und noch andere Nationen, aber ich und meine Frau waren die einzigen Deutschen. Als die Einwohner es gewahr wurden, daß ein Arzt, sie nannten mich Doktor, angekommen sei, so kamen sie schon zu mir auf die Sprechstunden. Ich hatte von Anfang sehr große Schwierigkeiten mit der Sprache. Die zugewanderten Nationen konnten etwas die russische Sprache, aber die Kasachen konnten kein Russisch, und ich hatte doch keine Ahnung von der kasachischen Sprache. Ich hab von Anfang mir immer eingeladen Schüler, wo als Dolmetscher mir geholfen haben. Ich habe schnell die nötigen Wörter, wo ich in der Medizin nötig hatte, gelernt und dann ging die Arbeit schon ganz gut. Ich hatte mir einige Mäntel und medizinische Instrumente mitgebracht, wo ich sehr nötig hatte.

Wir hatten kein Geld, keine Nahrungsmittel, wir waren arm wie der Weg. Ich ging zu Fuß von Utenai nach Karabulak zu meinem Bruder, so an 20 km und hab mir Nahrungsmittel geholt. Meine Frau habe ich auch durch einen Befehl angestellt als meine Gehilfe-Pflegeschwester und Putzfrau. Unser Lohn sollte sein, mir als Leiter 600 Rubel und meiner Frau 300 Rubel. Wir arbeiteten zwei Monate ohne Gehalt. Unser Glück war noch, daß meine Frau aus der Trudarmee ziemlich viel Manufaktur mitbrachte. In der letzten Zeit bekamen die Trudarmeer öfters für gute Arbeit einige Meter Manufaktur. Für diese Manufaktur haben wir manchmal uns verschiedene Lebensmittel ausgehandelt. Gekocht haben wir uns auf der Straße, drei Lehmsteine zusammengestellt, wo wir darauf unser Essen kochten. Geheizt haben wir diesen primitiven "Ofen" mit getrocknetem Kuhmist. Von Holz oder Kohle war doch nach dem Krieg keine Rede. Im Winter mußte ich mit einem Hausschlittchen von einer Entfernung von einigen Kilometer, Unkraut, Stengel, Stroh, Schilf und so weiter holen, um die Wohnung etwas anzuheizen.

In der Mitte von Mai haben die Kolchosen 0,25 Hektar Land denjenigen gegeben außerhalb des Dorfes, wo kein Land bei ihren Häusern hatten. Ich hab 0,25 ha bekommen hinter dem Dorf. Jetzt standen wir wieder und dachten, mit was dies Land einstecken. So haben wir wieder uns Kartoffel, Mais und andere Samen ausgetauscht für Unterware und haben diese Landfläche ganz eingepflanzt.

Unser Kollektivsvorsitzende Baldabaew Abdurachman baute sich ein neues Haus, und sein altes hat er dem Dorfrat verkauft. Dieses Haus hatte zwei Zimmer und in der Mitte einen Korridor. Mir hat der Dorfsowjet ein Zimmer gegeben und dem Sekretär vom Dorfsowjet das andere. In diesem Zimmer wohnten wir und haben auch die Kranken empfangen. Die meisten Kranken hab ich zu Hause bedient. Am Fenster hab ich ein Brett angebastelt, das war unser Tisch. Dann hab ich von einem Chinese sein Pferd gebeten auf einige Stunden, wo ich mir ein eisernes Bett kaufte in Karabulak und nach Hause brachte. So sind wir immer "reicher" und "reicher" geworden. Kurzum haben wir uns eingelebt. Bei all diesen Schwierigkeiten und schweren Verhältnissen war das wichtigste, wir beide haben uns miteinander gut verstanden und hofften immer auf eine bessere Zukunft. Wir waren beide gesund und stark und waren sehr froh, daß wir unsere schweren Verschleppungsjahre hinter uns hatten. Hier muß ich noch erwähnen und etwas näher beschreiben meinen glücklichsten Tag in meinem Leben, d.h. den 19. September 1948. Am Sonntagmorgen den 19.09.48 bekam meine Frau Geburtswehen, jetzt stand ich wieder, kein Transport, um meine Frau in die nächste Entbindungsstation zu bringen. So hab ich mich mit einem Fuhrmann abgesprochen, wo Mais nach Tendek an den Getreidepunkt bringen sollte für den Staat. Mit diesem Mann sind ich und meine Frau nach Tendek gefahren. Dort haben sie meine Frau eingelegt in die Entbindungsstation. Ich ging auf den Markt und kaufte einige Produkte für meine Frau. Nach einer geraumen Zeit kam ich zurück und fragte, wie steht es bei meiner Frau? So sagten sie, sie hat glücklich ein Mädchen geboren. Ich ging an das Fenster, wo sie mir mein Töchterchen zeigten. Es war so ein schönes, hübsches Kind, ich dachte, es sei das allerschönste Kind auf der Welt. Ich als Vater hab mich so glücklich gefühlt und dachte, ich wäre der reichste Mann auf der Weit.

Ich ging nach Hause und hab mich vorbereitet zum Empfangen meiner Frau und meines Kinds. Hab eine Wiege zurechtgebastelt, wo ich am Dachboden befestigen konnte vor unserem Bett. Am 27. September 1948 hab ich meine Frau und mein Kind nach Hause gebracht. Wir waren jetzt schon eine Familie von 3 Seelen in diesem kleinen Zimmerchen. Es kam der Herbst

bei, wir haben unseren Garten geräumt, hatten eine gute Ernte, viel Kartoffel, Mais und anderes Gemüse. Haben uns auch ein Schwein gekauft von einem Koreaner für 600 Rubel. Wir waren jetzt schon fast mit allem versorgt auf den Winter.

Im Februar kam mein Bruder Theodor und Mutter auf einem mit Ochsen vorgespannten Wagen, mit Sack und Pack zu mir von Karabulak nach Utenai. Ich hab meinen Bruder gefragt, was ist los? Er sagte, mich haben sie entlassen von der Arbeit und mußte in 24 Stunden Karabulak verlassen. Sie brachten mit ihrem Gepäck auch eine Kuh und einen kleinen Ochs. Wir haben alles Gepäck in unser, so schon überfülltes kleines Zimmerchen hereingetragen. So haben wir zu fünft fast einen Monat in diesem kleinen Zimmerchen zugebracht.

Ich hatte von einem Kollege zu hören bekommen, daß im Nachbarsdorf - Stalinsk ein Buchhalter sich im Garten an einem Apfelbaum aufgehängt hat - Selbstmord. Ich ging mit meinem Bruder nach Stalinsk, und wir fanden auch diese Organisation, wo dieser Buchhalter gearbeitet hat, und fragten den Chef von diesem Geschäft, ob sie keinen Buchhalter nötig hätten? So sagte der Chef, ich suche schon eine lange Zeit und finde keinen Buchhalter. Dann sagte er über meinen Bruder, komm zu uns, ich hab auch eine Wohnung, und übernimm bitte diese Arbeit. So ist mein Bruder und Mutter übergezogen nach Stalinsk, das heißt im Frühling 1949. In demselben Jahr hat mein Bruder sich verheiratet an ein Mädel, Herda Zilke von Karabulak. Diese Zilke kam zu meinem Bruder mit einem Rind als Aussteuer von ihren Eltern, so hat meine Mutter mir ihre Kuh geschenkt.

Ich mußte 5 Dörfer: Utenai, Eltai, Dschambul, Taldy-Aryk, Enbek und eine Hilfswirtschaft bedienen. Diese Dörfer waren von Utenai, wo ich wohnhaft war, von 3 bis 8 km entfernt. Am Frühling, im Mai 1949 gaben sie wieder Land auf dem Feld denjenigen, die kein Land bei ihren Häusern hatten. Ich hab wieder den Kollektivsvorsitzenden gebeten um Land, so sagte er mir, du bedienst fünf Kollektivwirtschaften, so kann in diesem Jahr ein anderes Kollektiv dir Land geben. So ging ich in das Nachbarsdorf und hab dort um das Land gebeten. Man sagte, komm morgen zu uns, wir messen für Lehrer ab, und da messen wir auch für dich 0,25 ha ab. Als ich am nächsten Tag nach Dschambul kam, so gingen wir aufs Feld, und da haben sie mir nicht 0,25, aber 0,30 abgemessen. So ging ich mit meiner Frau und haben die 0,30 ha eingepflanzt mit Mais.

Jetzt nach Paar Tagen kam in der Nacht dem Vorsitzenden vom Kollektiv Utenai seine Frau und bat mich, zu ihnen zu kommen, ihr Mann, d.h. der Vorsitzende, sei sehr krank geworden. Ich ging hin zu ihm und sah, wie er im Zimmer hin und her lief und mit der Hand seinen Unterkiefer festhielt. Ich fragte, was ist los? Er sagte mir, ich hab teuflische Zahnschmerzen. Ich schaute mir diesen Zahn an und sagte, da müssen Sie zum Zahnarzt nach Taldy-Kurgan, in die Stadt. Er sagte, ich kann es nicht aushalten bis zum nächsten Morgen. Mach mit mir, was du willst, daß diese Schmerzen etwas leichter werden. Ich ging nach Hause und hab mir meine zahnärztlichen Instrumente vorbereitet und ging hin zu ihm und hab diesen bösen Zahn herausgeholt. Als der Zahn herausgezogen war, so waren auch die Schmerzen weg. Am nächsten Tag ging ich an diesem Vorsitzenden seinem Büro vorbei, so sah er mich, dieser Baltabajew, und schrie mir nach: Philippowitsch, komm herein zu mir! Ich ging in sein Büro, so fragte er mich, hast du schon Land bekommen? Ich sagte, du hast mir doch abgesagt. Er sagte, geh zum Rechnungsführer - Rassuchanow Abdul, er soll dir 0,25 ha abmessen. Dieser Abdul Rassuchanow hat mir anstatt 0,25 auch 0,30 ha zugemessen. So hatte ich jetzt schon 0,60 ha. In diesem Sommer hat es sehr viel Regen gegeben, und das Unkraut wuchs sehr schnell, so daß wir kaum nachkamen die 2 Garten reinzuhalten.

Im August 1949 starb eine alleinstehende Frau, die ihr Haus dem Dorfsowjet übergeben hatte. Dieses Haus haben sie dann mir gegeben. Hier hab ich schon mit einem besonderen Eingang ein Zimmer als Ambulanz eingerichtet und die andere Hälfte mit einem Korridor und Zimmer zur Wohnung. Bei diesem Haus war kein Nebengebäude, kein Stall und nichts. Ich hab einen unterirdischen Stall für die Kuh gebaut. Am 18. April 1950 hat sich unsere Familie vermehrt, meine Frau gebar das zweite Kind. Es war noch ein Mädchen. Jetzt waren wir in diesem kleinen Zimmerchen 4 Seelen. So habe ich gearbeitet, und meine Frau hat mir sehr viel mitgeholfen. Jetzt, im Jahre 1953, den 3. Juni, gebar meine Frau Zwillinge, jetzt waren wir schon 6 Menschen in diesem Zimmerchen.

Im Jahre 1951 wurden 4 Kollektive vereinigt zu einem, mit dem Namen Dschambul. Ich hatte in dieser Zeit ein Fahrrad gekauft, womit ich von einem Dorf aufs andere fuhr, um die Bevölkerung zu bedienen. So hat doch die Hauptverwaltung mir ein Pferdchen, wo noch keine 2 Jahre alt war, zur Verfügung gestellt, mit welchem ich in beliebiger Zeit fahren oder reiten konnte, ich war ein unabhängiger Mann. Ich mußte mir aber selbst den Sattel, Wagen und das Pferdegeschirr kaufen.

Wir waren jetzt 6 Familienmitglieder, und meine Mutter kam öfters zu uns, um meiner Frau zu helfen, denn meine Frau hatte es sehr schwer mit den 4 Kindern und dann auch noch bei mir in der Ambulanz mitzuhelfen. Jetzt stand die Frage, man muß eine größere Wohnung haben, aber dafür waren wir noch nicht so reich. Zu allem Glück kam eine Kommission aus dem Rayonzentrum, um zu prüfen meine finanzielle Lage in der Ambulanz. Ich hab doch nur Paar Rubel bekommen vom Rayongesundheitswesen, so daß die Prüfung nur einige Minuten dauerte. Meine Frau hat ein gutes Mittagessen vorbereitet, und ich hatte etwas Spiritus - Vini noch vor dem Essen ausgeteilt. Nach dem Mittagessen fragten sie mich, ob meine Frau das Geld erhalten hätte für den Urlaub vor und nach der Entbindung? Wir sagten, nein, wir wissen überhaupt nicht, was das für ein Urlaub sei. So sagte der Kommissionsvorsitzende, es gäbe jetzt ein neues Gesetz, daß alle Frauen 1 Monat vor und 1 Monat nach der Entbindung eine bestimmte Summe bekommen. Dieser Mann sagte, morgen kommst du zu uns in Rayon mit den Geburtsscheinen, und dort werden wir alles regeln. So kam ich in Rayon, und so haben sie mir für meine Frau 1.500 Rubel ausgezahlt.

Für dieses Geld haben wir uns, von einem Chinese, ein Haus gekauft mit Sommerküche, Nebengebäuden und großem Garten. Mein Bruder Theodor hat mir Bretter verschafft, daß ich in einem Zimmer den Fußboden mit Brettern auslegen konnte. Dies war die erste Stube, wo mit Holzbrettern gedielt war im ganzen Dorf. Die Kasachen hatten immer den Boden mit Teppichen ausgelegt. Hier erinnere ich mich noch so gut, wie oft meine Mutter von Stalinsk zu uns kam, um mitzuhelfen dieses Lehmgebäude zu schmieren. Wir waren doch alltäglich auf Arbeit und hatten noch die 4 Kinder zu versorgen. Meine Mutter war jenesmal schon 67 Jahre alt, kam aber immer zu uns zu Fuß. Es war nicht weit. Von Utenai nach Stalinsk waren es nur 5 km. So lebten wir in diesem Chinesenhaus von 1953 bis 1958. Wir hatten jetzt schon eine Kuh, Kalb, Schweine, Gänze, Enten, Hühner, sogar einen Hund - Rex und eine Katze. Wir haben uns so allmählich bereichert, wir lebten zu jener Zeit nicht schlechter als die anderen Dorfmitbürger.

Jetzt, weil die Kollektive im Jahre 1951 vereinigt wurden und die Verwaltung in das Dorf Eltai überführt wurde, so stand die Frage, auch meinen medizinischen Punkt nach Eltai zu verlegen. Dort war jetzt doch wieder kein Raum für meine Ambulanz und auch für mich keine Wohnung, so könnte ich wieder von vorne anfangen. Hier kam zu mir ein gewesener Parteileiter von unserem Kollektiv - Genschebai Altach und sagte, komm zu mir, ich arbeite jetzt als Vorsitzender in einem Nachbarsdorf, ich gebe dir eine Wohnung und auch einen Raum für deine Ambulanz. Als unser Vorsitzender meine Absicht gewahr wurde, so rief er mich zu sich und sagte, du bleibst bei mir, wir werden weiter miteinander arbeiten. Dann sagte er, ich muß auch mein Haus in Utenai verlassen oder verkaufen und muß auch wie du nach Eltai umziehen. Wir bekommen 5 neue Häuser für unsere Neuankömmlinge, und da werde ich mir ein Haus aufstellen lassen, und ich sorge auch, daß du ein Haus bekommst. Für deine Ambulanz finden wir auch einen Raum. So kamen die 5 Einzelteilhäuser an, und ich bekam auch eins zugeteilt. Hier in Utenai hab ich meine Ambulanz gehabt und in Eltai hab ich mir ein eigenes Haus gebaut.

Hier muß ich auch erwähnen und sehr dankbar sein für die große Hilfe, die mir geleistet haben meiner Frau ihr drei Onkels, Friedrich, David und Alexander. Diese 3 Männer haben uns das Haus in 4 Tagen aufgebaut. Alles, was von Holz zu machen war, außer der Lehmarbeit. Bei der Lehmarbeit hat uns sehr viel mitgeholfen meiner Frau ihr jüngster Bruder Viktor. Dies Haus haben wir in 5 Monaten aufgebaut und sind zu dem großen Oktoberfest, d.h. den 7. November, eingezogen.

Aber mit dem Raum für eine Ambulanz war es sehr schlecht. Ich mußte aus einem Raum in einen anderen umziehen wie ein Zigeuner. Erst im Jahre 1963 gab mir der Dorfsowjet die Möglichkeit und unterstützte mich finanziell, um ein neues Haus zu bauen, wo ich meine

Ambulanz organisierte. Diese Ambulanz war von meiner Wohnung so an 300 Meter entfernt auf derselben Straße.

So haben wir beide bis zur Altersrente gearbeitet, bis ich 60 Jahre alt war und Ida bis 55 Jahre, haben aber weiter gearbeitet, ich bis 1987 und Ida bis 1983. Wir bekamen, ich von 1975 und Ida von 1980, Rente und auch meinen vollen Gehalt.

So hat in dieser Zeit meine älteste Tochter Nelli mit ihrer Familie in Hauptstadt von Moldawien - Kischinew gewohnt. Die zweite Tochter Lilli wohnte und arbeitete in der Stadt Taldy-Kurgan als Buchhalterin, mein Sohn Viktor wohnte und arbeitete auch in der Stadt Taldy-Kurgan. Meine jüngste Tochter Elsa wohnte und arbeitete in jener Zeit in der Hauptstadt von Kasachstan, Alma-Ata.

In den 80er Jahren hatten die Rußlanddeutschen die Möglichkeit zur Auswanderung nach Deutschland bekommen, es wurde aber nur erlaubt denjenigen, die in Deutschland Familienmitglieder hatten, eine sogenannte Familienzusammenführung. So ist mein Schwiegersohn Brück mit meiner Tochter Lilli und ihren Kindern ausgewandert nach Deutschland im August 1988. Als meine Tochter hier in Deutschland war, hat sie Antrag gestellt zur Auswanderung für mich und meine Frau Ida, so auch für meine Kinder mit ihren Familien.

Das Schicksal meiner Familienmitglieder

Ich wollte hier nur kurz die Geschichte, Daten angeben von meinen Blutsfreunden. Um alles näher zu beschreiben und auf dem Papier festzuhalten, da müßte man ein Buch schreiben, so dick wie die Bibel. Am 16. März 1960 kam so unverhofft mein Bruder Theodor zu mir in meine Ambulanz, wo ich gerade Sprechstunde hatte, und legte mir auf den Tisch, ohne ein Wort zu sagen, einen Todesschein. Er war ganz geschlagen und schaute mich so traurig an. Ich hab diesen Todesschein gelesen, wo stand: Theodor Johannes - der Grund des Todes ist eine Folge von einer Schußwunde. Ich schaute Theodor Johannes, er steht doch vor mir. Dann sagte er, schau mal genau hin, was da steht. Dann kam ich erst dahinter, was da los war. Es war sein Sohn Theodor Johannes gemeint. So hab ich mit der Sprechstunde Schluß gemacht und fuhr mit ihm nach Kirowsk ins Krankenhaus, wo dieser Junge in der Leichenhalle lag. Wir brachten ihn nach Hause. Man hat mir erzählt, daß der Junge bei ihrem Nachbar im Zimmer mit dem Nachbarsjungen, er war auch so alt, wie meinem Bruder sein Sohn, spielte. In der Ecke hinter dem Schrank stand eine Flinte, die geladen war. So nahm dieser Junge diese Flinte und hat ihn im Zimmer niedergeschossen. Er dachte, die Flinte wäre nicht geladen. Die Hauswirtin wollte in Laden, hatte beide Jungen eingeschlossen, und bis sie aus dem Laden zurückkam, lag der Junge im Blut auf dem Boden und war schon ganz kalt. Nach zwei Tagen haben wir ihn beerdigt. Ich war in meinem Leben öfters bei verschiedenen Beerdigungen, diese habe ich aber sehr schwer, mit großem Mitleid und Tränen überleben müssen. Dies war die erste Beerdigung, wo ich beiwohnte von meinen Blutsfreunden.

Meine Mutter war wohnhaft bei meinem Bruder Theodor im Dorf Kirowsk. Ende November 1970 kam mein Bruder Theodor und sagte, komm zu uns, unsere Mutter ist krank. Als ich sie untersucht hatte, stellte ich fest, daß die Schmerzen, die sie hatte, waren die Folge von einem Unfall, wo sie im Hof einige Tage zuvor gefallen war. Hier hat mir meine Mutter das erste Mal geklagt, daß in letzter Zeit ihre Schwiegertochter Herda sich sehr grob zu ihr verhalte. Sie hat sehr selten mit meiner Mutter im letzten Jahr gesprochen. Wenn ich zum Beispiel selten zu ihr kam, so sagte sie öfters, warum kommt der Manel (Emanuel) nicht? So sagte Herda, geht doch zu eurem Manel auf immer, ihr habt ja ein Lebtag mit eurem Manel. Ich fragte meine Mutter, was sagt denn Theodor zu all diesem? So sagte sie, ich hab ihm noch kein Wort davon gesagt. Ich will nicht haben, daß es einen Familienstreit geben sollte. Nach einigen Tagen kam ich wieder zu meiner Mutter und fragte, wie es mit Gesundheit steht und wie sich die Schwiegertochter zu ihr in letzter Zeit verhalte? Sie sagte, ich kann es hier weiter nicht aushalten und fing an zu weinen. Ich fragte wieder, warum habt ihr es so lange geschwiegen und dem Theodor nichts gesagt? Sie sagte, wenn ich ihm es gesagt hätte, so hätte er sie unbedingt geprügelt. Hier konnte ich es weiter nicht mehr ansehen, als sie weinte, ging nach Hause und hab mir ein Auto genommen und hab sie zu uns geholt.

Meine Mutter war über zwei Monate bei uns, und während sie bei uns war, hatte sie einige Male schwere Herzanfälle, wo ich ihr Spritze anwenden mußte. Am 8. Januar 1971 um 11 Uhr bekam meine Mutter einen sehr starken Herzanfall und ist im 84. Lebensjahr auf meinen Armen an Herzversagen verschieden. Meine Mutter haben wir in Kirowsk neben dem Grabe von meinem Neffe Theodor Johannes beigesetzt. Dies war der zweite Fall, wo ich mitmachen mußte bei einer Beerdigung von einem Blutsfreund. Nach dieser Beerdigung konnte ich manche Nächte nicht schlafen, wo immer wieder meine Mutter vor Augen hatte. Ich war eine lange Zeit ganz depressiv und fühlte mich ganz verlassen.

Im September 1983 wollte mein Bruder Theodor nochmals eine Rundreise machen zu meinem Bruder Jacob und zu mir. Er fuhr von der Stadt Pallasowka auf der Eisenbahn in der Richtung nach Alma-Ata, Kasachstan, das sind so an 2500 km. Er kam nach Alma-Ata, von dort zu meinem Bruder Jacob, der so an 60 km von Alma-Ata entfernt wohnhaft war. Danach fuhr er wieder zurück nach Alma-Ata und dann mit dem Bus wollte er zu mir fahren, es sind mit dem Bus 250 km (ungefähr 6 Std.) zu fahren. Er kam um 18 Uhr den 18. September 1983 in unserem Dorf an, stieg ab und kam nur so an 300 Meter von der Haltestelle weg, wo er umfiel und lag tot auf der Straße. Die Leute haben ihn entdeckt und nach Ausweispapieren festgestellt, daß es mein Bruder sei. Man hat mich sofort benachrichtigt (ich wußte von seinem Besuch nichts, es sollte eine Überraschung sein). Seine Todesursache war auch wie bei meiner Mutter - Herzversagen. Dieser unverhoffte Tod meines Bruders war für mich wieder ein schweres Erlebnis. Beerdigt haben wir ihn auf dem Friedhof im Dorf Krupsky. Ich wollte ihn beerdigen auch auf dem Friedhof in Kirowsk, es wurde aber nicht erlaubt, denn der Friedhof war zugemacht, es durfte niemand mehr dort beerdigt werden, der neue Friedhof war sehr weit von Kirowsk entfernt.

Nach fünf Jahren, am 8. September 1988, bekam ich von meinem ältesten Bruder Philipp eine Banderole mit einem schönen, inhaltsreichen Brief, wo er schrieb, daß er gesund sei und bei ihm zu Hause alles in Ordnung sei. Nach zwei Tagen, das heißt am 10. September, bekam ich eine Eilnachricht, daß mein Bruder Philipp gestorben sei. Ich war ganz durcheinander, erst vor 2 Tagen gesund und jetzt tot. Ich konnte es nicht verstehen, was da geschehen sei. Er war im Nordkaukasus wohnhaft, in der Stadt Maikop. Seine Frau erzählte mir, daß sie einen Monat lang zu Gast war bei ihrer ältesten Schwester. Sie schickte ein Telegramm an Philipp, daß sie am 10. September mit solchem Zug und solch einer Nr. des Waggons an der Station Beloretschensky dann und dann eintreffen würde. So ist mein Bruder mit einem Blumenstrauß auf einem elektrischen Zug 35 km zu dieser Station gefahren. Als der Zug mit 2 Stunden Verspätung ankam, stieg meine Schwägerin aus dem Waggon heraus und ging meinem Bruder entgegen, und da sagte sie, schau mal, da ist ja mein Alter. Mein Bruder ging auch einige Schritte ihr entgegen, auf einmal fing er an zu wanken und fiel um und war tot. Hier muß ich noch hinzufügen, daß mein Bruder 2 Jahre vor seinem Tode einen schweren Herzinfarkt überstanden hat. Mein Bruder Philipp starb im Alter von 79 Jahren auch wie meine Mutter und Bruder Theodor an Herzversagen den 10. September 1988.

Jetzt waren ich mit meinem Bruder Jacob noch zu zweit zurückgeblieben von unseren 7-Seelen-Familie. Als ich einmal zu Besuch bei meinem Bruder Jacob war und er mir nicht vorgeschlagen hat, einige Partien Schach mit ihm zu spielen, war es für mich eine Überraschung. Er war doch ein begeisterter Liebhaber vom Schachspielen. Er lief im Zimmer auf und ab, war ganz geschlagen, verdrießlich und in einer Depression. Ich horchte ihm seine Herztätigkeit an und stellte fest, daß er starke Arhytmiestörungen hatte, und außerdem beklagte er sich, daß er Schmerzen hätte in der Lebergegend. Ich schaute meinen Bruder an und zog die Schlußfolgerung, daß mein letzter am Leben gebliebener Bruder auch bald die Erde verlassen muß. Da ich von seinem Lebenslauf ganz wenig wußte, dachte ich, man muß doch etwas auf dem Papier festhalten. Ich fragte ihn, er soll mir mal erzählen, wo er studierte und arbeitete u.s.w. u.s.w. Ich hab mir ein Konspekt von seinem Lebenslauf aufnotiert. (Als ich nach Deutschland kam und mein Schreiben weiterschreiben wollte, es wurde mir gewahr, daß das Konspekt verloren war mit dieser Ausreise nach Deutschland.) Nach einem Monat bekam ich einen Brief von meiner Schwägerin, daß Jacob schwerkrank sei und im Krankenhaus liege. So fuhr ich wieder zu ihm und besuchte ihn im Krankenhaus. Ich sprach mir den Ärzten, nachdem sie ihn gründlich untersucht hatten. Es wurde festgestellt, daß er an Leberkrebs leide. Ich fuhr wieder nach Hause, und er hat die Ärzte gebeten, ihn nach zwei Wochen nach Haus

herauszuschreiben. Ich wußte aber schon, daß ihm die Tage schon gezählt sind bis zu seinem Ende. Nach einigen Tagen fuhr ich wieder zu ihm, da lag er schon zu Hause in seinem Zimmerchen und war sehr schwach. Ich hab mich von ihm verabschiedet, so sagte er mir: "Es geht bei mir dem Ende zu, mein Benzin ist all". Ich fuhr nach Hause und dachte, dies ist der letzte Abschied. Am 25. Februar 1989 bekam ich ein Telegramm von meiner Schwägerin, daß mein Bruder Jacob gestorben sei.

Ich fuhr wieder herunter nach Turgan, wo er wohnhaft war. Wir haben ihn auf einem internationalen Friedhof beerdigt. So stand ich hier schon alleinig von unserer 7-Seelen-Familie und schaute, wie die Männer ihn in die kasachische Erde verscharrten. Mit schwerem Herzen fuhr ich nach Hause. Da dachte ich mir, daß ich jetzt alleinig in dieser unruhigen, ungerechten Welt zurückgeblieben bin. Als ich nach Hause kam und mich etwas beruhigt hatte, so machte ich einen kurzen Überblick, wo, wer von meinen Familienmitgliedern zerstreut in Rußland begraben ist. Mein Neffe Theodor und Mutter liegen in Kirowsk auf dem Friedhof. Theodor, mein Bruder, in Krupsky. Philipp in Maikop im Nordkaukasus. Jacob in Turgan, auch Kasachstan. So sind alle meine Familienmitglieder verstorben. Aber wo sind die Grabhügel von meinem Vater und jüngsten Bruder Heinrich? Das wußte niemand. Ich wollte doch wissen, wo die Ruhestätten von meinem Vater und Bruder Heinrich sind. So hab ich erst einen Antrag gestellt an das Gebietsexekutivkomitee nach Saratow, wo ich gebeten hab, sie sollten mir Bescheid geben von dem Schicksal meines Bruders Heinrich, der am 14. Dezember 1936 in der Stadt Balzer verhaftet wurde und dann in Engels zu 4 Jahren verurteilt wurde. Nach einer geraumen Zeit bekam ich die Antwort auf mein Schreiben, wo es hieß, daß mein Bruder Heinrich am 30. Juni 1938 gestorben sei. An was er krankte und die Gründe seines Todes und wo seine Ruhestätte sich befindet, kein Wort, und bis heute steht diese Frage offen.

Als meine Mutter noch zu Hause an der Wolga wohnhaft war, bekam sie den letzten Brief von meinem Bruder Heinrich, wo er meine Mutter gebeten hat, daß sie so schnell wie möglich ihm ein Paket mit Nahrungsmitteln zuschicken sollte, er sei krank und liege im Krankenhaus. Dieses Brief hat jemand für ihn geschrieben, denn es war seine Handschrift nicht, er war wahrscheinlich so schwach, daß er selbst schon nicht schreiben konnte. Meine Mutter bereitete schnell ein Paket vor und schickte es ihm zu. So ungefähr nach 2 Monaten kam das Paket zurück mit einer Bemerkung auf dem Deckel, daß der Empfänger nicht mehr da sei. Aus all diesem hat meine Mutter sich vorgestellt und die Schlußfolgerungen gezogen, daß unser lieber Heinrich gestorben sei, besser gesagt verhungert und zum Tode geplagt wurde. Als ich schon hier im Jahre 1988 nochmals nachgefragt hatte, um etwas näheres zu wissen bekommen von dem Schicksal meines Bruders, und diese Antwort, die ich bekommen hatte von Saratow, daß er gestorben sei, wurde es mir ganz klar, daß mein Bruder nicht mehr am Leben ist.

Seine letzte Anschrift lautete: Stadt Wladiwostok, Bolniza SWITL N.K.W.D., Johannes Heinrich des Philipp.

Jetzt stand noch eine offene Frage, wo unser Vater sein Schicksalende hatte? Hier muß ich noch hinzufügen, daß meine Brüder Jacob und Philipp so eingeschüchtert waren und Angst hatten vor der Geheimpolizei, daß sie keine offiziellen Anfragen gemacht haben an die Behörden wegen unserem Vater und Bruder. Meine beiden Brüder sind so auch verstorben und haben keinen einzigen Brief nach den Vereinigten Staaten unseren Reifschneider's Freunden geschrieben. Mein Bruder Theodor war in dieser Hinsicht ein frecher Mann. Ich will dafür nicht loben und auch meinen Bruder als Held hervorstellen, aber es war so.

Als ich noch im Lager war das zweite Jahr, hab ich doch nach Moskau geschrieben an die Hauptverwaltung von allen Lagern, den sog. G.U.L.A.G., und nachgefragt nach meinem Vater, wo er steckt? Und bei der N.K.W.D.-Mitteilung hatte ich schon ein Verdacht, daß hier etwas nicht stimmt. Das war der erste Betrug von dem Schicksal meines Vaters. Später haben wir öfters mit meinem Bruder Theodor uns unterhalten, und immer wieder stand die Frage, wie könnte das Schicksal sein von unserem Vater?

So erzählte mir mein Bruder, daß er einen Mann getroffen hatte, der ihm erzählt hätte, daß er in der Stadt Engels mit unserem Vater in einer Zelle im Gefängnis saß. Dieser Mann erzählte, daß an einem Morgen zwei Aufseher brachten meinen Vater in die Zelle. Er konnte

aber sich auf den Beinen nicht halten. Die Beine waren angeschwollen, im Gesicht und am Körper hatte er mit Blut unterlaufene blaue Flecken. Hier kam mir und auch meinem Bruder der Gedanke, daß diese Hunde, Mörder, Verbrecher unseren Vater nicht aus dem Gefängnis in ein Lager abtransportiert hatten, sondern dort schon im Gefängnis in Engels ihn erst halbtot geprügelt und dann wie ein Stück Vieh niedergeschossen.

Nach einer geraumen Zeit haben wir wieder nach Moskau geschrieben und gebeten, sie sollen uns doch mitteilen von dem Schicksal meines Vaters. So gingen wieder einige Monate vorbei, bis sie meinen Bruder herausriefen ins Rayonzentrum, in die Miliz. Hier haben sie wieder meinem Bruder mitgeteilt, daß unser Vater war auf 10 Jahre Freiheitentziehung verurteilt und starb am 1. Dezember 1943 im Lager an Herzschwäche. Als mein Bruder nach Hause kam und mir diese Antwort erzählte, so sagte ich, dies ist die zweite große Lüge von den verfluchten Tschekisten. Mein Bruder wollte eine Bestätigung von ihnen erhalten, so sagten sie, wir geben solche Papiere nicht. In diesen Jahren 1936 und 1937, was dort geschah, war bis in die 60er Jahren ein großes Geheimnis.

Jetzt schon in der Gorbatschow-Zeit, wo sich das Blatt gedreht hat und der Deckel etwas geöffnet wurde und in ganz Rußland, in allen Gebieten, Kommissionen saßen und alle diese Genozidezeit, Völkermordtaten untersuchten und fast alle diese Opfer rehabilitierten und freigesprochen wurden. Das heißt von den Jahren 1936 bis 1938. Jetzt hab ich wieder geschrieben nach Saratow an die Verwaltung für innere Angelegenheiten und hab gebeten, sie sollten doch endlich mir auf meine Bitte eine Antwort geben vom Schicksal meines Vaters. Es gingen wieder Monate vorbei, und endlich kam der Hauptmann von der Rayon-K.G.B. zu mir nach Hause und fragte, ob ich geschrieben hätte wegen meines Vaters Schicksal? Ich sagte, ja ich hab nicht nur einmal geschrieben, sondern mehrmals. Er sagte dann, ich bin gekommen, um dir folgendes mitzuteilen: Dein Vater wurde am 20. November 1937 verhaftet in der Stadt Engels und verurteilt zum Erschießen. Dieser Erlaß wurde am 1. Dezember in Erfüllung gebracht. Dein Vater wurde beschuldigt, daß er gegen die Sowjetregierung eine Agitation getrieben hätte und den Kapitalismus lobte und noch andere Dummheiten sollten seine Beschuldigung gewesen sein. Ich sagte, geben Sie mir ein Papier, daß mein Vater erschossen wurde. Er sagte, solche Papiere können und dürfen wir nicht aushändigen. Dieser Mann hat sich verabschiedet und ging weg. Nach dieser Nachricht konnte man sich vorstellen, was jetzt in meinem alten Gehirnkasten vor sich ging. Über einen Monat bin ich spät in der Nacht wachgeworden und hatte vor meinen Augen meinen Vater und wie sie ihn halbtot prügeln und dann wie ein Stück Vieh niedergeschossen haben. Nach einigen Monaten schrieb ich wieder nach Saratow, jetzt schon ans Gebietsexekutivkomitee, wo ich sie nochmals gebeten hab, mir folgende Fragen zu beantworten.

1. Wann und wo wurde mein Vater erschossen?

2. Was war seine Beschuldigung?

3. Wo könnte ich seinen Grabhügel, wenn es einen gibt, finden?

Auf diesen Antrag bekam ich vom Gebietsgericht Saratow eine Antwort: Die Sache von dem beschuldigten Johannes Philipp des Peter, geboren 1886, wurde überprüft von dem Präsidium des Gebietes Saratow, das heißt vom Gericht, vom 16. März 1970. Die Entscheidung von dem Dreierrat N.K.W.D. der A.S.S.R. der Wolgadeutschen vom 30. November 1937 wurde aufgehoben von der Sache zu Johannes Philipp des Peter, und das heißt, Johannes Philipp des Peter ist in der Sache rehabilitiert. In der Zeit, wo er verhaftet wurde, hat Johannes Philipp des Peter gearbeitet als Tischler in dem Krankenhaus in der Stadt Engeis.

Mit dieser Antwort auf meine 3 Fragen war ich nicht zufrieden. Ich schrieb wieder an das Ministerium für innere Angelegenheiten vom Gebiet Saratow und habe gebeten, sie sollten mir doch konkrete Antwort geben auf meine Fragen. Am 19. März 1990 bekam ich endlich Antwort auf meine Fragen, die lautete:

Vielgeehrter Genosse Johannes! Euer Vater Johannes Philipp des Peter, geboren im Dorf Kukkus, ASSRdWD, wurde verhaftet am 20. November 1937. Bevor er verhaftet wurde, arbeitete er als Tischler beim Krankenhaus der Stadt Engels. Am 30. November 1937 wurde Ihr Vater verurteilt von dem Dreierrat zum Erschießen, wegen antisowjetischer Agitation und wegen einer Vorbereitung zum Sturz der Sowjetmacht und noch wegen Lobpreisung des Faschismus. Dies Urteil wurde vollzogen, das heißt, erschossen am 1. Dezember 1937 in der Stadt Engels. Die Stelle, wo er beerdigt wurde, können wir nicht feststellen, weil zu jener Zeit die Regel war, die Stellen der Beerdigung der Erschossenen wurden nicht fixiert. Am 16. März 1970 wurde Ihr Vater rehabilitiert. Die Auskunft der Rehabilitation wurde Ihnen von

dem Kreisgericht zugeschickt. Der Tod wurde registriert bei dem Rownoje (Seelmann) Standesamt vom 15. Mai 1989, das Aktenzeichen lautet: N-3-B. Von Photographien oder Papieren und von seinen eigenen Sachen ist die Hauptverwaltung des M.W.D. der UdSSR des Gebiets Saratow nicht im Stande und verfügt über nichts.

Nach dieser Antwort habe ich mich weiter nicht mehr erkundigt wegen dem Schicksal meines Vaters. Hier oben hab ich kurz geschildert vom Schicksal meiner großen Familie Johannes. Alle meine Familienmitglieder sind verstorben, aber niemand wußte den richtigen Grund, Schicksal und Ende des Lebens meines Bruders und Vaters.

Die Vorbereitung zur Auswanderung nach Deutschland und warum sind wir ausgewandert?

Hier möchte ich noch betonen, wie ein Mensch so viele vielfältige, körperliche, Nerven- und Seelenbelastungen aushalten kann, wie ich. Solche Erlebnisse enden doch meist mit Herz- und Blutkreislaufstörungen. Ich hab aber diese Stressfaktoren überstanden und hab mich immer wieder mit einer besseren Hoffnung und Zukunft beruhigt. In letzter Zeit hatte ich doch manchmal Schwierigkeiten mit dem Herz und Blutkreislauf.

Wenn man aber all diese Erlebnisse, Leiden und Schwierigkeiten, die ich erlebt habe, bedenkt, so kommt man auf die Gedanken, wie könnte man es vorbeugen, daß meine Kinder und Neffen so etwas nicht überleben sollten. Wenn man die Geschichte der Rußlanddeutschen verfolgt, so wurden sie doch immer unterdrückt und verachtet. Was wurde gemacht mit den Deutschen, als sie alle vom Westen Rußlands nach Ostrußland und Kasachstan verschleppt wurden? Alle Schulen, Kirchen wurden vernichtet oder geschlossen. Man hörte kein Deutsch mehr, die Deutschen hatten Angst Deutsch zu sprechen in der Gesellschaft. Jetzt, nach dem Zerfall des großen Russischen Reiches, will doch jede nationale Minderheit seine eigene Sprache und Kultur sich einrichten und pflegen. Wie steht es mit den Rußlanddeutschen? Unsere Deutsche Republik an der Wolga wiederherzustellen kommt jetzt schon nicht mehr in Frage. In allen Republiken, wo die Deutschen zerstreut sind, sollen sie jetzt andere Sprachen lernen und sogar ihre Kultur und Gebräuche annehmen. Aus diesem hab ich mich entschlossen und nur einen Ausweg gefunden, auszuwandern nach Deutschland, wo erst im Jahre 1764 meine Vorfahren ausgewandert sind nach Rußland, an die Wolga.

Ich möchte doch haben, daß meine Kinder und ihre Kinder deutsche Menschen bleiben sollen und noch vielleicht nicht das überleben sollen, was unsere Familie überleben mußte. Hier ist nur ein Ausweg, heraus von diesem Kasachstan. Wie schwer es uns auch nicht ist, wieder das Haus und Hof in Stich zu lassen und auszuwandern in ein fremdes Land und wieder von vorne anfangen unser Leben sich einzurichten. Hier in Rußland, hauptsächlich in Kasachstan, wo fast 50% der Rußlanddeutschen sich befinden, haben sie keine Zukunft.

Im August 1990 bekamen wir unseren Aufnahmebescheid

Diese Einladung hat uns meine zweite Tochter Lilli zugeschickt, die früher nach Deutschland ausgewandert war und wohnhaft war in der Stadt Ulm seit 24. August 1989. Wie ging die Vorbereitung, braucht keine besonders lange Beschreibung. Ich hab ganzes Gerümpel nach rechts und links für einen Spottpreis verkauft. Zuletzt hab ich auch mein Haus verkauft. Dann hab ich im Kollektiv „Thälmann“ 3 Kisten bestellt und all das, was ich mitnehmen wollte, eingepackt und auch meinem Sohn Viktor seine Sachen am 14. November nach Alma-Ata abtransportiert mit der Adresse drauf: B.R.D., Friedland. Als wir zurückkamen von Alma-Ata, haben wir nochmals in unserem gewesenen Haus geschlafen, und am nächsten Tag sind wir mit unserem bißchen Gepäck, was wir uns auf die Reise zurückgelassen hatten, nach Taldy-Kurgan zu meinem Sohn Viktor gezogen.

Weil meiner Frau ihre ganze Verwandtschaft in der Stadt Tekeli wohnhaft war, so haben wir am 18. November bei meiner Frau ihrem Bruder Egon unseren Abschiedsabend organisiert. Am nächsten Tag sind ich und meine Frau nochmals auf den Friedhof gegangen und uns verabschiedet von meiner Frau ihren Eltersgrabhügeln und Onkels. Jetzt, als wir wieder in Taldy-Kurgan waren, sind wir nach Kirowsk gefahren und haben uns von meiner Mutter Grabhügel verabschiedet, und ich hab ihr zum Andenken einen Kranz niedergelegt. Dann fuhren wir nach Krupsky, wo wir uns mit dem Grabhügel meines Bruders Theodor verabschiedet haben.

Als wir zurückkamen nach Taldy-Kurgan und ich zu einer von meinen Landsfrauen von Kukkus, Krumm Anna, ging, um mich zu verabschieden, so zeigte sie mir ein Photo, das sie von Deutschland erhalten hat. Auf diesem Photo lag ihr Bruder Jacob im Sarg als Leiche. Er war nur ein Jahr in Deutschland wohnhaft und ist an Krebs gestorben. Dieser Krumm Jacob war ein ehemaliger Schulkamerad von mir aus, wo wir miteinander in die Schule gingen an der Wolga.

Als ich am Abend zurückkam bei meinem Sohn in die Wohnung und mir vor den Augen alle diese Freunde, dessen Grabhügeln ich besucht habe, und dann auch noch das Photo von meinem Schulkameraden sah, so wurde mir es ganz schlecht. So hat mein Sohn und seine Frau einen Arzt herausgerufen zu mir. Bei der Untersuchung hat er festgestellt, daß mein Blutdruck sehr stark nach oben gestiegen sei. Er sagte, das ist alles von der Aufregung, und gab mir eine Spritze. Dies war das erste Mal in meinem Leben, daß mich ein Notmediziner behandelt hat.

Am 28. November haben wir in einem engen Kreis nochmals einen Abschiedsabend, mit meinem Sohn seinen Mitarbeitern, Nachbarn und Bekannten verbracht. Am 29. November sind wir von Taldy-Kurgan nach Moskau abgeflogen mit Begleitung von meinem Sohn Viktor, von meiner Frau ihrem Bruder Viktor Breier und meinem Schwiegersohn Viktor Grusdew. Am 4. Dezember 1990 sind wir vom Moskauer Flughafen "Domodedowo" abgeflogen und kamen denselben Tag noch im Flughafen Frankfurt am Main an.

23.03.1993 Emanuel Johannes

NACHWORT

Somit hab ich mein Schreiben mit öfteren großen Zeitraumunterbrechungen doch beendet.

Hier, in diesem Schreiben, wollte ich eine Spur zurücklassen und kurz mein schweres, bitteres und mit vielen Lebensgefahren gefülltes Leben beschreiben. Alles zu beschreiben, was ich in diesen 78 Jahren durchgemacht und überleben mußte, ist unmöglich.

Ich hab nur einige sehr kurz gefaßten Momente in diesem Schreiben auf Papier festgehalten, z.B.: vom Anfang meiner Lebensgeschichte, d.h. von 5 Jahren, als ich mich noch erinnern kann, wie der Bürgerkrieg an der Wolga ausbrach und seine schreckliche Spuren zurückließ. Dann das Jahr 1921, das war doch ein schreckliches Hungersjahr, wo so viele wolgadeutsche Menschen vor Hunger sterben mußten. Dann mein Studium in Balzer, 1932 bis 1934, wieder Hungersnot. Dann Studium in der medizinischen Hochschule in Saratow. Dann meine Verhaftung am 28. Mai 1938. Dann meine 10 Jahre in dem Verbesserungslager. Nach meiner Verbannung und Entlassung am 3. März 1948, wieder nach den Kriegszeiten, schweres Leben in Kasachstan bis zur meiner Auswanderung nach Deutschland am 4. Dezember 1990.

Es kommt einem vor, daß es unmöglich sei physisch und moralisch, solch ein Lebensweg durchzumachen. Ich bin aber, Gott sei Dank, noch so wie man sagt in der Medizin, praktisch gesund in meinem 78. Lebensjahr.

Somit Ende

Heidenheim an der Brenz, den 15. November 1993

Ein Lebensabriß vom Leben und Schicksal meiner Frau - Ida Johannes (geb. Breier) vom 10. Januar 1943 bis 13. März 1948

Hier möchte ich kurz beschreiben, was bei meiner Frau noch in der Erinnerung geblieben ist. Was, wie und in was für Verhältnissen sie diesen Lebensabschnitt durchmachen mußte!

Dieses Schreiben hab ich ihren Geschwistern, deren Kindern, Enkelkindern und Urenkelkindern gewidmet.

Es muß doch etwas auf dem Papier festgehalten werden, daß alle Verwandte und Bekannte eine kleine Vorstellung haben von dem Schicksal ihrer Schwester bzw. Freundin - Ida Breier.

Im Oktober 1941 wurde die Familie Breier nach Nordkasachstan verschleppt. Sie landete in einem kleinen Kasachendorf, richtiger gesagt in einem Kasachennest Schokopkul. Da wurde der Familienvater, Karl Breier, als Buchhalter in einem Nachbarsdorf Konstantinowka, bei einer Autokolonne angestellt.

Am 8. Dezember 1942 wurde der Vater verhaftet und in einem Lager verschwand. Nach seiner Verhaftung kamen die Milizionäre zur Familie Breier und sagten:

- Ida Breier soll sich vorbereiten, sie wird in den nächsten Tagen eingerufen in die Trudarmee.

So wurden auch der Ida Sachen vorbereitet, und sie wartete von heute auf morgen in die Trudarmee abgeholt zu werden.

So vergingen 33 Tage nach der Verhaftung ihres Vaters, d.h. bis den 10. Januar 1943.

Am 10. Januar ging zu Fuß Ida und eine Frau namens Hanna, mit einem Handschlittchen, in einer Saukälte, aus dem Nachbarsdorf. Dort haben sie ihre Kleidungsstücke, die sie noch von Zuhause mitgebracht hatten, gegen Fettstoff und andere Nahrungsmittel umgetauscht.

Sie hatten ziemlich ausgetauscht: Bekamen Speck und so an 20 Kilo Hirse. So liefen beide mit ihrem Gut zurück. Auf dem Heimweg kam ein Schlitten entgegen, auf dem, mit dem Fuhrmann, Idas Schwester Frieda saß. Sie hielten an, und Frieda begann gleich zu erzählen:

- Ida, die Milizionäre waren bei uns zu Hause. Sie haben nach euch beiden gesucht. Die Mutter sagte, daß sie nicht da sind.

- Wo sind die Milizionäre jetzt? - fragte Ida.

- Sie sagten: "Nimmt ihre Sachen und fahrt ihnen entgegen, weil sie beide in Paar Stunden an der Eisenbahnstation im Rayonzentrum sein müssen".

So haben sich Ida und Hanna auf den Schlitten gesetzt, und Frieda mußte zurück zu Fuß gehen. Unter diesen Umständen konnte Ida sich mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern verabschieden. Sie war damals erst 17 Jahre alt.

Jetzt stand Idas Mutter alleinig mit 4 Kindern in einem fremden Kasachendorf da. Ihr jüngster Sohn Viktor war damals 2 Monate alt und die älteste Tochter 14 Jahre. Viktor wurde am 2. November 1942 in Konstantinowka geboren. Ida lag zu jener Zeit schwerkrank im Krankenhaus. So haben sie diesen Winter in Konstantinowka zugebracht. Im Frühling haben die Schwestern von Vater und Mutter die Familie Breier zurückgeholt nach Schokopkul.

Hier kann man sich vorstellen, was sich in Gedanken Idas Mutter abspielte. So haben sich die Kommunisten mit dem deutschen Volk und auch mit anderen Völkern verhalten. Kein Mitleid, keine Menschlichkeit, nur Willkür.

Ida und Hanna wurden rechtzeitig auf die Eisenbahnstation Wischnewka gebracht. Da war eine riesige Menschenmenge vor den Viehwaggons: nur Frauen und junge Mädels. Hier wurden sie alle in diese Waggons hineingetrieben, genauer gesagt hineingestopft, bis keine

einzige mehr draußen war. Es gab kaum Platz zum Sitzen, manche mußten aneinandergepreßt stehen.

So ging die Reise nach Osten. Manchmal stand ihr Zug stundenlang an kleinen Stationen, manchmal sogar tagelang. Sie fuhren von Wischnewka Anfang Januar weg und kamen nach Ural, Stadt Solikamsk, Ende Januar an.

Hier wurden sie alle aus den Waggons herausgetrieben, und es ging zu Fuß weiter so an 15 km von Solikamsk, in eine Lagerzone, wo früher die Häftlinge gehalten wurden.

Als sie alle hereingetrieben waren, kam die Obrigkeit und sagte:

- Mädels, hier ist euer Zuhause.

Hier mußte man mal hören, was da los war: Die arme Frauen haben sich umarmt und haben alle geweint und sogar geschrien, so daß die Obrigkeit zurückkam und haben die Frauen etwas beruhigt.

Ihr neues Zuhause sah schrecklich aus: Die Baracken waren sehr vernachlässigt, schmutzig und kalt. In den zweistöckigen Pritschen waren alle Ritze voll mit Wanzen. Hier mußten die Frauen ohne Bettwäsche auf den nackten Brettern liegen.

Einige Tage brauchten sie nicht zur Arbeit gehen. Alte bekamen 600 g Brot und eine Fischsuppe. Hier haben sie sich abgedreht: konnten die Suppe nicht riechen, so auch nicht essen. Dann haben sie Krautsuppe gekocht, wo etwas Speck manchmal zu sehen war. Dies war die berühmte Balanda, wie solch eine Suppe in den Lagern genannt wurde.

Dann war die sogenannte Quarantäne abgelaufen. Alle mußten jetzt heraus zur Arbeit. Hier kamen zu ihnen die Häftlinge, die ihnen gezeigt haben, wie und was sie machen sollten. Der Job war einfach: den meterdicken Schnee wegschaufeln, darunter eine Eisschicht mit Beilen oder Brecheisen bis zur Moosschicht durcharbeiten, dann die Moosschicht zu Quadratstücken heraushacken, zur Oberfläche bringen und auf einem Schober ansammeln. Die Haufen mit dem Moos mußte eine Frau die Fäkalien aus den Klo in ein Faß bringen und übergießen.

Diese Region, wo sich der Moos befand, war eine Sumpfregion, wo man in der Sommerzeit nicht arbeiten konnte. So haben die sogenannten Trudarmeer so an zwei Monate solch eine schwere Arbeit in der großen Kälte gemacht.

Meine Frau erinnert sich immer noch an einen Abend, den sie nie vergißt: Sie kamen nach der Arbeit in die Lagerzone zurück. Alle waren müde, hungrig und durchgefroren. In dem Lagerhof stand der Hauptchef, ein dickbäuchiger Ukrainer, mit seinem Gehilfen und einem Friseur und gab bekannt:

- Alle müssen sich die Haare schneiden lassen. Und bevor alle nicht fertig sind, bekommt ihr kein Essen und werdet auch nicht in die Baracken gelassen!

Hier gab es wieder ein Weinen und Gejammer. Das Weinen und Bitten halfen aber nichts, um ihre Haarzöpfe zurückzulassen. Ida kann sich noch gut erinnern, daß ein Mädel so schöne lockige Haarzöpfe hatte, die fast bis nach den Knien reichten. Dieses Mädel hat nicht nur geweint, sondern geschrien. Es half aber nichts: Sie mußten alle geschoren werden. Ida hat ihren Zopf einige Jahre in ihrem Köfferchen aufbewahrt, dann ging er doch verloren.

So hat man moralisch und physisch die Trudarmeer hingerichtet.

Jetzt weiter mit ihrer Arbeit...

Ende März, Anfang April, als es etwas wärmer wurde, mußte das aufgesammelte Moos aufs Feld gebracht werden (es ist dann ein gutes Düngmittel für das Gemüse). Hier wurden wieder die Trudarmeer ausgenützt als Zugkraft wie das Vieh. Es wurde das Moos auf die Schlitten geladen. Zwei Frauen wurden vorne vorgespannt, zwei mußten von hinten helfen den Schlitten voranzutreiben.

Da kann man sich vorstellen, wie die schwachen Frauen in solch einem Matsch (der Schnee wurde schon mit Wasser durchdrungen) die Schlitten voranbrachten.

Nachdem ganzes Moos auf dem im Herbst geackerten Feld auseinandergefahren war, und der Schnee ganz weg war, - ging es an das Pflanzen.

Es wurden Kartoffel, Zwiebel, Kraut, Gurken, Karotten und andere Gemüsen angepflanzt. Das geackerte Land hat nicht gereicht. Sie mußten, um noch manches Gemüse anzupflanzen, das Land mit Spaten umgraben.

Nachdem alles angepflanzt war und sie darangelegt hatten und ihre Kleidung zerrissen hatten, - wurden sie wieder zurückgetrieben nach Solikamsk. Dort wurden sie auf einen großen Lastkahn verladen. Und auf dem Fluß stromaufwärts so an 80 km gebracht. Hier wurden sie ausgeladen, wo kein Haus und kein Gebäude zu sehen war, nur Wald und nochmals Wald. Dann wurden sie zu Fuß 2 Tage bis zum Dorf Kotomysch weitergetrieben. Zuvor hat man die älteren und schwächeren. Frauen und Mädels voneinander getrennt. Da kam Ida zu den Stärkeren nach 3. Lagerabteilung. Wo die Schwächeren hinkamen - wußte niemand. Hier mußten sie am nächsten Tag wieder zur Arbeit – Flößerei, flößen Baustämme. Sie wurden zu einem Fluß getrieben und ihnen ihre Arbeit gezeigt. Hier, an diesem Fluß, hat sich ein Stau von Holzstämmen gebildet - so an 3 km lang.

Hier mußten sie diesen Holzstau (d.h. die Holzstämme) losmachen, die fest von dem Wasserstrom aneinandergepreßt waren. Diese Arbeit war mit Gefahr verbunden und sehr schwer.

Ja, hier auf dieser Floßarbeit haben sich viele Mädels und Frauen verschiedene Krankheiten auf Rest ihres Lebens geholt. So klagt mir Ida bis jetzt noch, daß sie öfters Schmerzen in den Gelenken und Knochen hat, hauptsächlich in den Füßen. Sie sagt immer, dies ist alles auf diese Sauarbeit am Fluß in der Trudarmee zurückzuführen.

Sie erzählte: Als sie an dem Fluß arbeiteten, waren sie ganzen Tag von Kopf bis zu den Füßen naß. Manchmal, wenn es sehr kalt war, ist ihre Kleidung gefroren, und es bildete sich ein Eispanzer am ganzen Körper. Als der Sommer beikam und die Flößarbeit zu Ende war, mußten alle in dem Wald arbeiten als Holzfäller. Hier arbeiteten sie nicht lange.

Ida hat eine Zeit bei den Häftlingen gearbeitet, die das Holz vorbereiteten und Äste von den Stämmen abhackten. Ida hat die Äste gesammelt und verbrannt. Dann wurden Ida und noch 300 Frauen überführt nach Hauptlagerabteilung Mysja. Sie wurden in den Aufbewahrungsräumen für Gemüse untergebracht. Diese Räume waren unter der Erde. Hier mußte Ida arbeiten in einer Brigade, wo das Holz auf- und abladen mußte, wo aus dem Wald gebracht wurde. Diese Arbeit war sehr schwer, und sie arbeitete aber eine längere Zeit.

Ida wurde immer schwächer, und die Kraft mit diesem schwachen Essen verschwand vollständig. Nach der Arbeit konnte sie fast nicht mehr gehen, um nach Hause zu kommen: Die Beine waren so schwer.

Ida ging einige Male zu ihrem Arzt und hat ihn gebeten, sie von der Arbeit zu befreien. Aber diese Ärztin war wahrscheinlich ohne Herz und sagte immer, du bist nicht krank. Als Ida und noch einige Mädels schon ganz schwach waren und konnten schon nicht mehr auf die Arbeit gehen, - hat man sie nach der Lagerabteiiung Wilwa geschickt, auf einige Wochen zum Erholen. Hier brauchten sie nicht arbeiten, das Essen war dasselbe.

Als sie so kraftlos war, so das sie schon nicht mehr laufen könnte, dachte sie öfters: „Jetzt muß ich hier sterben". Aber kam sie wieder zurück und mußte wieder weiter auf diesem Holzab- und Holzaufladen arbeiten. Anfang Februar 1946 hat sich Ida beim Abladen von den aus dem Wald gebrachten Holzstämmen die linke Hand verletzt, 4 Finger gebrochen. Jetzt konnte sie nicht mehr auf der sogenannten allgemeinen Arbeit weiterschaffen. Ida wurde als Telegraphistin angestellt. Später arbeitete sie im Büro, in der Planabteilung, wo sie auch bis 8. März, als sie aus der Trudarmee befreit wurde, arbeitete.

Ich, Emanuel Johannes, wurde auch am 3. März befreit nach meinen 10 Jahren, wo ich abgebiest habe im Lager. Ich hab nur ganz kurz zusammengefaßt, was Ida mir erzählte.

Am 13. März sind wir von Mysja weggefahren als freie Sowjetbürger nach Kasachstan. Das weitere Schicksal von uns beiden habe ich in meinem Buch beschrieben, wo ich von meiner Familie Johannes mehr geschrieben habe.

Dies ist aber schon ein ganz anderes Kapitel.

Mein Buch erschien in den Vereinigten Staaten von Amerika in englischer Sprache. Auf Deutsch werde ich auch einige Exemplare ausgeben.

Somit Ende.

Deutschland, Heidenheim an der Brenz,
10. Januar 1997